No. 9 / Oktober 1993

Aviso

Informationsdienst der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft

THEMA

Didaktik in der Diskussion

Prinzipien, Praktiken und Paradoxien akademischer Lehre

Zu den Mysterien der Wissenschaft gehört zweifellos, daß man durch Forschen zum Lehrer wird, vorausgesetzt natürlich, man hat die richtigen Fürsprecher und eine Stelle ist gerade frei. Ausgerechnet an der Spitze unserer Bildungspyramide dozieren Leute, die dafür gar nicht ausgebildet wurden, sondern sich Lehrkompetenz „by doing" aneignen mußten.

Manchmal konnten solche Lehrerfahrungen schon im Studium oder als Assistent gesammelt werden, doch oft genug vertrauen die Gralshüter akademischer Karrieren blind darauf, daß ein hochgelehrter Mensch auch andere erfolgreich unterrichten kann. Denn niemand wird wohl ernsthaft behaupten wollen, ein Habilitations- oder Bewerbungsvortrag gebe hinreichend Aufschluß über das Vermögen, Studierende zu anspruchsvoller wissenschaftlicher Arbeit zu erziehen.

Zwar spricht man nicht gern darüber, aber Zunftbrüder und -schwestern wissen sehr wohl, daß die vielbeschworene Einheit von Forschung und Lehre längst eine praxisferne Phrase ist, ein Mythos und sogar eine Paradoxie; denn wer sich heute in einem normalen und damit überfüllten Studiengang dem „Dienst am Kunden" verschreibt, muß auf größere Forschungsvorhaben verzichten (es sei denn, er vergißt Familie und Freizeit). Außerdem bringt Lehre kaum Reputation und keinerlei privaten Gewinn, während sich Forschung oft früher oder später auszahlt, und deshalb wundert es nicht, daß selbst die Reflexion didaktischer Fragen nur selten akademische Aufmerksamkeit genießt.

Dennoch verdrießt es anscheinend einige Kollegen und Kolleginnen, daß sie nun als Lehrer auf den Prüfstand geschickt werden sollen. Hat man denn nicht stets sein Bestes gegeben, beredt seine Skripten vorgetragen, geduldig Referaten gelauscht und auch die langweiligsten Hausarbeiten korrigiert? Und ist es etwa die Schuld der Professoren, daß die Hochschulen zu mager bestückten Massenabfertigungsbetrieben verkommen sind? Muß man nicht Unterhaltungskünstler sein, um unter diesen Bedingungen diverse Publika bei Laune zu halten, von der Kontrolle individueller Lernprozesse ganz zu schweigen? Da liegt es doch viel näher, das plötzliche politische Interesse an der Qualität der Lehre als Ablenkungsmanöver zu enttarnen, das die eigentlichen Gründe der Hochschulmisere kaschieren soll!

Zwar soll hier keineswegs die Berechtigung solcher Fragen und Vermutungen bestritten werden, doch dürfen wir sie auch nicht herunterbeten, um uns von Defiziten didaktischer Kompetenz und Motivation freizusprechen. Besonders

INHALT

Thema.....1
Namen & Nachrichten.....3
Neue Bücher.....4
Forschung.....5
Arbeitsgruppen.....6
Erinnerungen.....7
Essay.....8
Institute.....11
Selbstportrait.....13
Ausland.....15

EDITORIAL

Seit einigen Semestern wird zurückgeprüft: „Prüf den Prof!" heißt die Devise. Viele fühlen sich prüfungsberechtigt: Hochschulpolitiker, Kultusbehörden, Verbände und politische Gruppen, die Zeitschriften und Magazine mit ihren Ranking-Redakteuren sowieso. Last but not least auch die Studenten, die nicht nur ihre Kritik in den Lehrveranstaltungen direkt artikulieren, sondern zunehmend auch Feedback per Fragebogen geben.
Nicht alle Beteiligten haben dabei nur die Sache im Auge, um die es eigentlich gehen sollte: die Attraktivität und Effizienz der Lehre. Dennoch ist es gut, daß nach und neben den Lernzielen jetzt auch die Lehrverfahren und Lernerfolge ins Blickfeld rücken. Die siamesischen Begriffszwillinge „Forschung und Lehre" wurden bisher zu unterschiedlich beachtet.

AVISIERT

Unsere Fachgesellschaft hat sich bereits auf mehreren Jahrestagungen mit Studieninhalten, Studienplänen und Studiengängen befaßt. Dabei stand allerdings immer die Makroebene der Curriculum-Konstruktion im Mittelpunkt. Mit dieser Ausgabe von Aviso wird nun ein Erfahrungsaustausch über Lehrverfahren und Lernformen eröffnet.
Neben die systematische Evaluation sollte die pragmatische Information über verschiedene Formen des Lehrens und Lernens treten – an den Universitäten, aber auch an anderen (Aus-)Bildungsinstitutionen. Außer inhaltlich-thematischen Gesichtspunkten müssen gerade die kommunikativen und sozialen Aspekte eingehend behandelt werden. Nicht eine renovierte Version von Harsdörffers uraltem Nürnberger Trichter ist das angestrebte Ziel, sondern ein Austausch über die Prozesse des „guided discovery learning". *Walter Hömberg*

als Kommunikationswissenschaftler müßten wir uns laufend fragen, ob und wie unsere professoralen Angebote ankommen, also ob und von wem sie überhaupt wahrgenommen und verstanden werden und welche Anschlußkommunikationen sie provozieren.

Um dieses herauszufinden, müssen wir Feedback suchen, wann immer es geht, denn nur mit Hilfe von Resonanz können bekanntlich Angebote zielgruppengerecht optimiert werden. Und wir müssen unsere didaktischen Selektionskriterien klären, also die Aktualität unserer Programme: Wie belangvoll sind unsere Themen, und welcher Erkenntnisgewinn ist mit ihrer Darstellung potentiell verbunden? Wenn wir nur Steckenpferde reiten oder ausgetretenen Pfaden folgen, können wir uns vom wissenschaftlichen Relevanzanspruch und Praxisbezug getrost verabschieden, bei allem Respekt vor der Freiheit der Lehre.

Soziale Organisation erfordert überdies ein hohes Maß an Erwartungssicherheit, also formale Transparenz und Disziplin, und es ist schon beeindruckend, wie wenig sich manche Kollegen um die Zielvorgaben und Regeln ihrer Studienordnung kümmern. Daß ihre Angebote dann kaum einen Bezug dazu erkennen lassen, ist eine unvermeidliche Folge normativer Ignoranz, die unter Studierenden den zutreffenden Eindruck von Planlosigkeit erzeugt, ebenso wie der übliche Präzisionsmangel von Leistungsanforderungen und Bewertungskriterien. Zur Verringerung entsprechender Irritationen wird daher empfohlen, folgende Grundsätze zu beherzigen:

- Hochschullehrer sollten Studienordnungen beim Wort nehmen oder ändern; denn die Studierenden haben ein Recht darauf, daß die dort aufgeführten Ziele, Schwerpunkte, Themenprioritäten und Vermittlungsformen ernst genommen werden, solange sie gelten.
- Themen sind explizit durch Lehrziele zu begründen, und Seminarprogramme sollten keine thematischen „Wühltische" zur gefälligen Selbstbedienung sein, sondern einen klar strukturierten Aufbau vorweisen.
- Auch wenn Kommunikationswissenschaftler nur selten versierte Medienpraktiker sind: beim Einsatz didaktischer Hilfsmittel ist ebensoviel Phantasie und Engagement gefragt wie bei der rhetorischen Stoffvermittlung, beim Training berufspraktischer Fertigkeiten und bei der Erprobung von Teamarbeit.
- Monologe sind nach Kräften einzuschränken, also Fluchten in selbsterzeugte und umweltresistente Akustikglocken nach Möglichkeit zu vermeiden und zu vereiteln.
- Statt dessen gilt es, auch unter widrigen Bedingungen Dialoge zu fordern und zu fördern, selbst wenn sie das eigene Konzept gefährden; denn Flexibilität hilft beim Bau wichtiger Motivations- und Verständigungsbrücken.
- Kritik ist fast immer konstruktiv, wenn die Kriterien klar sind. Statt sich hinter Statusprivilegien zu verschanzen, sollten deshalb gerade Kommunikationswissenschaftler ihre Karten aufdecken; denn funktionale Autorität resultiert nicht aus einmal erworbenen Titeln und Ämtern, sondern aus laufenden Beweisen fachlicher Kompetenz.
- Das impliziert auch die Möglichkeit reflexiver Kritik, also der Kritik anderer an eigenen Urteilen. Mithin sollten Hochschullehrer ihre Bewertungskriterien für studentische Leistungen präzisieren und publizieren, damit deren Beachtung von den Betroffenen nachvollzogen werden kann. Wer aus Furcht vor Reklamationen Seminarnoten nur vage begründet und Gutachten als Geheimakten behandelt, schürt außerdem überflüssige Leistungs- und Prüfungsängste, stimuliert Spekulationen und Gerüchte und verhindert Chancen, aus Fehlern zu lernen.

Im übrigen darf SPARGEL auch gern als Metapher für vertikales Streben gedeutet werden, wenn Sinngebung dabei hilft, sich Kriterien zu merken

In der Hoffnung, wegen dieses keineswegs vollständigen Prinzipienkatalogs nicht der Anmaßung von Oberlehrer-Allüren bezichtigt zu werden, mögen nunmehr zwei exemplarische Blicke ins Münsteraner „Nähkästchen" zeigen, welche praktischen Konsequenzen daraus gezogen werden können. Das erste Beispiel dokumentiert das Bemühen, Leistungsanforderungen und -bewertungen möglichst transparent zu machen, und das zweite die hier traditionsreiche Evaluation von Studienordnung und Lehrangeboten.

Um die konventionellen Nebel akademischer Urteile wenigstens ein Stück weit zu lichten, habe ich im vergangenen Jahrzehnt das vielbeschmunzelte SPARGEL-Schema eingeführt (es war gewiß in einem Sommersemester). SPARGEL ist ein Merkwort, das aus den Anfangsbuchstaben folgender Bewertungskriterien besteht:

- **S**ystematik des Aufbaus (Folgerichtigkeit),
- **P**luralität der Aspekte (Differenziertheit),
- **A**ktualität der Quellen (Relevanz),
- **R**hetorische Kompetenz (Didaktik),
- **G**enauigkeit der Angaben (Präzision),
- **E**igenständigkeit der Argumente (Originalität),
- **L**ogik der Darstellung (Plausibilität).

Nach diesen Aspekten wurden seitdem sämtliche Hausarbeiten und Referate bewertet, und zwar mit Hilfe eines simplen Verrechnungsmodus: Pro Kriterium gibt es maximal zwei Punkte, und die Summe aller Punkte entspricht einer Note (14 Punkte = sehr gut, 5 Punkte = noch ausreichend). Jeder Seminarteilnehmer erhält zu Beginn einer Veranstaltung das Schema und die Verrechnungstabelle, hat also von Anfang an eine Checkliste zur systematischen Selbstkontrolle zur Hand. Dem Seminarleiter hilft sie später dabei, seine Bewertung zu objektivieren (auch im Sinne einer weitgehenden Neutralisierung affektiver und sozialer Faktoren und einer möglichst gleichen Behandlung aller Referenten). Und die Studierenden können zum Schluß nicht nur überprüfen, ob ihnen Gerechtigkeit widerfahren ist, sondern auch eine detaillierte Begründung der Punktvergabe einfordern und dabei lernen, wo es noch hapert.

Nebenbei eignet sich das Verfahren noch als praktisches Beispiel für die Methodenausbildung, um zu zeigen, was man eigentlich nicht tun darf, obwohl es allenthalben Usus ist, nämlich ordinal skalierte Kategorien auf Intervallniveau zu verrechnen (von Problemen angemessener Gewichtung ganz abgesehen). Und im übrigen darf SPARGEL auch gern als Metapher für vertikales Streben gedeutet werden, wenn Sinngebung dabei hilft, sich Kriterien zu merken.

Nach erworbenem Prüfungsrecht waren dann weitere Beurteilungsschemata fällig, die zusätzliche Anforderungen an Abschlußarbeiten beinhalten, und so entstanden die ebenfalls recht sinnträchtigen Schemata ENDSPURT für Magisterarbeiten (N = Niveau der Methoden, T = Theoriekompetenz) und SUPERNOVA für Dissertationen (U = Umfang der Recherchen). Hinzu kamen noch das URKNALL-Schema für Forschungspläne und die KURVE für

Praxisberichte. Alle Kriterienkataloge können selbstverständlich gern beim Erfinder angefordert werden; und dieser würde sich wiederum freuen, Verbesserungsvorschläge und Entwürfe auch für Schemata zu erhalten, die für Laborveranstaltungen und Methodenkurse taugen, denn solche fehlen noch.

Studentenbefragungen sind in Münster schon seit geraumer Zeit an der Tagesordnung. Immer wieder werden Teilnehmerurteile zu neuen Kurskonzepten oder Projektseminaren mit standardisierten Fragebögen eingeholt, da nur selten genügend Zeit für gründliche Manöverkritik bleibt. Daß das Interesse dabei nicht nur den Ergebnissen gilt, sondern auch den empirischen Verfahrensweisen, liegt auf der Hand. Vollerhebungen bleiben allerdings aus Zeit- und Kostengründen auch hier die Ausnahme: Befragungen aller Publizistikstudierenden gab es bisher erst zweimal (1974 und 1985), eine Absolventenbefragung erst einmal (1986). Anläßlich aktueller Debatten um die Qualität der Lehre war es daher wieder an der Zeit, frische Daten zu sammeln.

Diesem Zweck hat sich nun ein stattlicher Kreis von Studierenden unter dem Motto „Quo vadis?" verschrieben und unter Anleitung zweier Dozenten ein dickes Forschungspaket geschnürt, das erstmals auch eine Panelstudie und eine Befragung von Wechslern und Abbrechern enthält. Das Panel besteht aus den Studienanfängern des Wintersemesters 1992/93, die bis zu ihren Examina jährlich befragt werden sollen (eventuell sogar darüber hinaus). Außerdem wurde bereits eine repräsentative Seminarstichprobe gezogen und befragt, und kurz vor der Sommerpause konnten die fast 800 Absolventen der letzten sieben Jahre angeschrieben werden (Haupt- und Nebenfach). Nur die Erfassung und Befragung von Wechslern und Abbrechern steht noch aus, da es bekanntlich besonders aufwendig ist, diese aufzuspüren; doch zum Jahresende werden auch sie Post bekommen.

Um die Ergebnisse vergleichen zu können, wurden die Fragebögen soweit wie möglich aufeinander abgestimmt, wobei auch frühere Umfragen im Fach zu berücksichtigen waren. Ziel des Aktionsbündels ist letztlich, statistisch gesicherte Entscheidungshilfen für fällige Curriculumreformen zu finden.

Ergebnisse liegen bisher nur aus der Erstsemesterbefragung (Panelstufe I) vor: Danach beurteilen drei von vier Beantwortern die didaktischen Fähigkeiten der Lehrenden am Institut für Publizistik positiv, und fast ebenso gut schneiden das Lehrangebot und die instrumentelle Ausstattung des Hauses ab, während die Räumlichkeiten nur von jedem Dritten gelobt werden.

Allerdings ist einschränkend anzumerken, daß Erstsemester in Münster weitgehend von studentischen Tutoren betreut werden, also nur wenige Dozenten näher kennen, und daß sie den Großteil des Lehrangebots nur über die Lektüre von Vorlesungsverzeichnissen einschätzen können. Entsprechend negativer fallen daher auch die Urteile höherer Fachsemester aus: So ergab zum Beispiel eine kleine Projektbefragung im vergangenen Semester, daß fast alle Teilnehmer ihre Erwartungen enttäuscht sahen, und zwar primär aus didaktischen Gründen.

Motivieren Befragungsergebnisse die Professoren, sich stärker auf Lehre und Prüfungen zu konzentrieren, sich also mehr um „ihre" Studierenden zu kümmern als bisher?

Welche Konsequenzen haben nun solche Befunde? Führen sie tatsächlich zu Maßnahmen, die das Studium intensivieren und effektiver machen (etwa durch eine Diversifikation von Studiengängen, verstärkte Hilfen beim Einstieg in Praktika, individuelle Betreuung von Examenskandidaten, alternative Studienabschlüsse)? Führen sie gar zur Verbesserung materieller Studienbedingungen (Finanzen, Räume, Lehrmittel, Personal), oder motivieren sie wenigstens die Professoren, sich stärker auf Lehre und Prüfungen zu konzentrieren als bisher, sich also zu Lasten lukrativerer Engagements mehr um „ihre" Studierenden zu kümmern?

Bisherige Erfahrungen stimmen da eher skeptisch, vor allem hinsichtlich der zuletzt genannten Möglichkeiten. Denn zum einen soll das Programm „Qualität der Lehre" ja gerade Kosten vermeiden helfen, und zum anderen sind die meisten Umfragen (wohl um des lieben Friedens willen) gar nicht auf einzelne Hochschullehrer abgestellt, so daß sich nur selten jemand den Schuh persönlich anziehen muß (von mangelnden Sanktionsmöglichkeiten ganz abgesehen). So bleibt wohl nur die Chance curricularer Revision. Vielleicht hat sich inzwischen aber auch herumgesprochen, daß Systeme zu ihrem Nachteil petrifizieren, wenn sie sich nicht rechtzeitig an veränderte Umweltbedingungen anpassen. Und daß hierzu auch eine kontinuierliche Evaluation von Lehrangeboten und didaktischen Leistungen beitragen kann, dürfte niemand bestreiten.

Joachim Westerbarkey

NAMEN & NACHRICHTEN

Anna Maria Theis hat im Fachbereich Philosophie und Sozialwissenschaften der Universität Hamburg die Venia legendi für Soziologie erworben.

Peter Glotz wurde vom bayerischen Kultusminister zum Honorarprofessor für Kommunikationskultur und Medienökologie an der Universität München ernannt.

Günter Bentele und **Hans-Jürgen Weiß** sind an den Fachbereich Kommunikations- und Medienwissenschaften der Universität Leipzig berufen worden. **Barbara Baerns** hat einen Ruf auf den Leipziger Lehrstuhl für Öffentlichkeitsarbeit abgelehnt.

Marie-Luise Kiefer wurde zur Honorarprofessorin für Medienökonomie und Kommunikationsforschung an der Grund- und Integrativwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien ernannt. Sie wird am Wiener Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft lehren.

Klaus Neumann-Braun hat sich an der Universität Oldenburg für das Fach Soziologie habilitiert. Zur Zeit vertritt er einen Lehrstuhl an der Universität Trier.

Michael Schenk hat einen Ruf auf den Lehrstuhl für Markt- und Kommunikationsforschung an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Trier abgelehnt.

Die letzte Mitgliederversammlung der DGPuK in Berlin hat **Walter Hömberg** wieder zum Vorsitzenden der Gesellschaft gewählt. **Irene Neverla** und **Heinz Pürer** wurden als Stellvertreter bestätigt.

NEUE BÜCHER

Die nachfolgend angezeigten Monographien und Sammelbände von Mitgliedern sind in den letzten Monaten erschienen. Die Redaktion bittet um entsprechende Hinweise.

Bentele, Günter/Rühl, Manfred (Hg.): Theorien öffentlicher Kommunikation. Problemfelder, Positionen, Perspektiven. München: Ölschläger 1993 (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 19)

Bonfadelli, Heinz/Fritz, Angela/Köcher, Renate: Lesesozialisation. Eine Studie der Bertelsmann Stiftung. Band 2: Leseerfahrungen und Lesekarrieren. Mit einer Synopse von Ulrich Saxer. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung 1993

Buchloh, Stephan/ Ruß-Mohl, Stephan (Hg.): Securing Quality: European and American Perspectives of Continuing Education in Journalism. Berlin: Freie Universität Berlin 1993

Donsbach, Wolfgang/Jarren, Otfried/Kepplinger, Hans Mathias/Pfetsch, Barbara: Beziehungsspiele – Medien und Politik in der öffentlichen Diskussion. Fallstudien und Analysen. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung 1993

Eilers, Franz-Josef: Communicating between Cultures. Introduction to Intercultural Communication. 2., erweiterte Auflage. Manila: Divine Word Publications 1992



Eilers, Franz-Josef (Hg.): Church and Social Communication. Basic Documents. Manila: Logos Publications 1993

Faulstich, Werner/Rückert, Corinna: Mediengeschichte in tabellarischem Überblick von den Anfängen bis heute. 2 Teile. Bardowick: Wissenschafler-Verlag 1993 (= IfAM-Arbeitsberichte 8)

Fischer, Heinz-Dietrich/Wahl, Ulrike G. (Hg.): Public Relations/Öffentlichkeitsarbeit. Geschichte – Grundlagen – Grenzziehungen. Frankfurt am Main u.a.: Lang 1993 (= Grundlagen 5)

Glotz, Peter/Langenbucher Wolfgang R.: Der mißachtete Leser. Zur Kritik der deutschen Presse. Neuausgabe. München: Reinhard Fischer 1993 (= ex libris kommunikation 1)

Graf, Angela/Kübler, Hans-Dieter (Hg.): Verbrannte Bücher – Verbrannte Ideen – Verbrannte. Zum 60. Jahrestag eines Fanals. Texte und Materialien zur Ausstellung vom 10. bis 14. Mai 1993 am Fachbereich Bibliothek und Information der Fachhochschule Hamburg. Hamburg: Heinevetter 1993

Hasebrink, Uwe/Krotz, Friedrich/Matzen, Christiane/Schröder, Hermann-Dieter/Simon, Jutta: Europäisches Bildungsfernsehen. Strukturen, Konzepte, Perspektiven. Baden-Baden: Verlag Hans-Bredow-Institut 1993 (=Forschungsberichte und Materialien 15)

Holicki, Sabine: Pressefoto und Pressetext im Wirkungsvergleich. Eine experimentelle Untersuchung am Beispiel von Politikerdarstellungen. München: Reinhard Fischer 1993 (= Medien Skripten 18)

Hömberg, Walter/Guilino, Heidie (Hg.): Ein Tag im Leben. Reportagen junger Journalisten. München: Ölschläger 1993

Jarren, Otfried/Bendlin,Rüdiger/Grothe, Thorsten/Storll, Dieter: Die Einführung des lokalen Hörfunks in Nordrhein-Westfalen. Elektronische Medien und lokalpolitische Kultur. Opladen: Leske + Budrich 1993 (= Schriftenreihe Medienforschung der Landesanstalt für Rundfunk Nordrhein-Westfalen 8)

Klaus, Lissi u.a. (Hg.): Medienfrauen der ersten Stunde. „Wir waren ja die Trümmerfrauen in diesem Beruf". Zürich, Dortmund: eFeF-Verlag 1993

Kopper, Gerd G. (Hg.): Lokale Werbemärkte. Empirische Untersuchungen zum Marketing lokaler Radios in Nordrhein-Westfalen. Opladen: Leske + Budrich 1993

Langenbucher, Wolfgang R./Rust, Holger: Weltmacht der Medien. München: Burda 1993 (= in Medias res)

LaRoche, Walter von/Buchholz, Axel (Hg.): Radio-Journalismus. 6., aktualisierte Auflage. München, Leipzig: List 1993 (= Journalistische Praxis)

Löffelholz, Martin (Hg.): Krieg als Medienereignis. Grundlagen und Perspektiven der Krisenkommunikation. Opladen: Westdeutscher Verlag 1993

Ludes, Peter (Hg.): Fernsehnachrichtenarchive in den USA und in der Bundesrepublik. Siegen: DFG Sonderforschungsbereich 240, Universität/GH Siegen 1993 (=Arbeitshefte Bildschirmmedien 36)

Mahle, Walter A. (Hg.): Journalisten in Deutschland. Nationale und internationale Vergleiche und Perspektiven. München: Ölschläger 1993 (= AKM-Studien 39)

Quandt, Siegfried/Schichtel, Horst (Hg.): Der erste Weltkrieg als Kommunikationsereignis. Gießen: Fachjournalistik, Justus-Liebig-Universität Gießen 1993 (= Medien, Kommunikation, Geschichte 1)

Rager, Günther/Werner, Petra (Hg.): Die tägliche Neu-Erscheinung. Untersuchungen zur Zukunft der Zeitung. Münster, Hamburg: Lit Verlag 1993 (= Dortmunder Dialoge: Forschung für die redaktionelle Praxis 1)

Theis, Anna Maria: Die Tagespresse in transitionalen Gesellschaften. Das Beispiel Puerto Rico. 2., völlig überarbeitete Auflage. Augsburg: Lehrstuhl für Soziologie und Kommunikationswissenschaft der Universität Augsburg 1992 (= ABAKUS – Augsburger Beiträge aus Kommunikationswissenschaft und Soziologie 6)

Weber, Uwe: Der Grenzüberschreitende Datenfluß (DGF). Ein neues Phänomen der internationalen Kommunikation. München: Reinhard Fischer 1993 (= Medien Skripten 16)

Wersig, Gernot: Fokus Mensch. Bezugspunkte postmoderner Wissenschaft: Wissen, Kommunikation, Kultur. Frankfurt am Main u.a.: Lang 1993

Wilke, Jürgen (Hg.): Agenturen im Nachrichtenmarkt. Reuters, AFP, VWD/dpa, dpa-fwt, KNA, epd, Reuters Television, Worldwide Television News, Dritte Welt-Agenturen. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 1993

NEUE CD

Joachim Westerbarkey hat mit dem von ihm seit vielen Jahren geleiteten Chor Volksliedstudio Gütersloh seine erste Compact Disc herausgebracht: „Liederbogen – Chormusik aus vier Jahrhunderten".

FORSCHUNG

Werden Vorurteile noch weiter verstärkt?

Die Berichterstattung über Rechtsextremismus in den Printmedien

Sind in den Massenmedien „publizistische Biedermänner" tätig, „Hintermänner", „Brandstifter", die durch die Erfüllung ihrer Chronistenpflicht bei der Berichterstattung über die Ausländer- und Asyldebatte letztlich sogar für Rechtsextremisten werben und zu Morden anstiften? Bettina Markmeyer kommt in der „taz", in der eine besonders lebhafte, vielfältige und differenzierte Debatte darüber stattgefunden hat, zu einem anderen Ergebnis: „Wenn auch mancher Bericht, manche Reportage, manche Analyse eine andere als die beabsichtigte Wirkung erzeugt haben mag, wenn sie dem rechten Zeitgeist nutzte oder gar zur Nachahmung anregte, so wäre doch Totschweigen für einen unabhängigen Journalismus immer die schlimmere Alternative." Aber die Frage ist nicht leicht zu beantworten, seit Klaus Merten gezeigt hat, daß gerade dann, wenn die Presse – aktualitätsorientiert und fallbezogen – über Ausländer korrekt informiert, also auch über Ausländerfeindlichkeit, sie eine eher vorurteilsverstärkende als Vorurteile einschränkende Wirkung hat.

Inhaltsanalytische Befunde

Eine Göttinger Inhaltsanalyse von „Frankfurter Allgemeiner Zeitung", „Süddeutscher Zeitung", „taz", „Göttinger Tageblatt", „Bild", „Die Zeit" und „Der Spiegel" im Untersuchungszeitraum 7. Dezember 1992 bis 30. Januar 1993 (45 Tageszeitungs-Ausgaben, 8 Ausgaben von „Spiegel" und „Zeit"), also nach Mölln und vor Solingen, liefert kurzgefaßt folgende Ergebnisse:

❑ Es wird der Zahl der Beiträge nach häufig über Rechtsextremismus (einschließlich Ausländerfeindlichkeit, Jugendgewalt und „Asyl-Kompromiß") berichtet („Bild" 58 Beiträge, „Göttinger Tageblatt" 115, „Frankfurter Allgemeine Zeitung" 246, „Süddeutsche Zeitung" 290, „taz" 341, „Die Zeit" 84, „Der Spiegel" 116). Dabei ist die große Zahl der zum Teil sehr kurzen Leserbriefe beim „Spiegel" (54), bei der „taz" (52), bei der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" (47), bei der „Süddeutschen Zeitung" (19) und bei der „Zeit" (13) zu beachten.

❑ Die Berichterstattung ist stark ereignisbezogen und damit von Meldungen gekennzeichnet: „Bild" 93 Prozent, „Göttinger Tageblatt" 67 Prozent, „Süddeutsche Zeitung" und „taz" 55 Prozent, „Frankfurter Allgemeine Zeitung" 43 Prozent. Zählt man Meldungen und Berichte zusammen, ergeben sich folgende Anteile: „Bild" 95 Prozent, „Göttinger Tageblatt" 91 Prozent, „Süddeutsche Zeitung" 83 Prozent, „taz" 73 Prozent, „Frankfurter Allgemeine Zeitung" 57 Prozent. Zu berücksichtigen ist, daß die „Süddeutsche Zeitung" 82 zum Teil lange Berichte bringt.

❑ Die Beiträge in „Spiegel", „Zeit", „Frankfurter Allgemeiner Zeitung", „Süddeutsche Zeitung" und „taz" sind häufig sehr lang, analytisch angelegt, von „Fachleuten" geschrieben und um Hintergrundberichterstattung bemüht. Das ist beim „Göttinger Tageblatt" weniger, bei „Bild" gar nicht der Fall. Von 58 „Bild"- Beiträgen sind 51 Kurzmeldungen.

❑ Je weiter der Anschlag von Mölln (November 1992) zurückliegt, desto stärker nimmt die Zahl der Beiträge ab, insbesondere im Januar 1993, wo allerdings zum geschichtsträchtigen Datum „30. Januar" eine Zunahme zu verzeichnen ist.

❑ Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" bringt 25 Kommentare bzw. Glossen, die „taz" ebenfalls 25, die „Süddeutsche Zeitung" 12, das „Göttinger Tageblatt" 5, „Bild" 3. Bei „Spiegel" und „Zeit" sind fast alle Beiträge, insbesondere die längeren, sehr meinungsbetont. Hier werden die ideologischen Schlachten geschlagen. In der „Presseschau" läßt nur die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" häufiger (17mal) Meinungen anderer Blätter vorkommen. Die abgedruckten Leserbriefe spiegeln ein eher kontroverses Meinungsspektrum wider.

❑ Wo eine Ressortgliederung erkennbar ist, findet die Berichterstattung über Rechtsextremismus überwiegend im politischen Ressort statt („taz" 85 Prozent, „Frankfurter Allgemeine Zeitung" 76 Prozent, „Göttinger Tageblatt" 70 Prozent, „Süddeutsche Zeitung" 64 Prozent). Das ist bei „Zeit" und „Spiegel" ähnlich, soweit die Rubrizierung hier überhaupt vergleichbar ist. 39 von 58 „Bild"-Beiträgen befinden sich auf der Seite 1 (zum Teil mit Umlauf). Bei der „Süddeutschen Zeitung" kommen 14 Prozent der Rechtsextremismus-Beiträge im Bayern-Teil vor, 8 Prozent im Lokalen. Im „Göttinger Tageblatt" stammen 26 Prozent der Beiträge aus dem Lokal-Ressort. Verschwindend gering ist der Anteil der einschlägigen Beiträge im Wirtschaftsteil.

Lichterketten gegen Rechts

❑ Die Berichterstattung über Rechtsextremismus ist durch Lichterketten und andere Aktivitäten gegen Ausländerfeindlichkeit, zum Beispiel in Sportstadien, stark bestimmt. Dadurch entsteht im ganzen ein eher positives Bild von der Berichterstattung. So erklären sich etwa Kommentare gegen Ausländerfeindlichkeit in Sport-Ressorts.

❑ Alle Blätter bringen Fotos, relativ am wenigsten die „Frankfurter Allgemeine Zeitung". Hier stehen sich haßverzerrte und gewalttätige Rechtsextremisten einerseits und Lichterketten andererseits etwa im gleichen Ausmaß gegenüber.

❑ Abgesehen vom „Göttinger Tageblatt" und von „Bild" werden der Nationalsozialismus und die verheerenden Folgen des Antisemitismus zahlenmäßig häufig und in langen grundsätzlichen Beiträgen thematisiert. Ein „Spiegel-Gespräch" mit Ignatz Bubis ist am 14.12. abgedruckt. „Die Zeit" bringt am 18.12 ein zweiseitiges Dossier über Antisemitismus. Am 15.1. schreibt Norbert Greinacher ausführlich auf über einer Seite über „Nächstenliebe und Judenhaß". Die „Süddeutsche Zeitung" bringt am 12.12. eine große Reportage über jüdisches Leben im Osten Berlins und druckt am 19.12. eine Reportage über Bubis. Ebenfalls auf einer ganzen Seite druckt die „taz" am 21.1. eine entsprechende Reportage. Im Magazin der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" am 23.12 zeich-

ARBEITSGRUPPEN

Medienpsychologie

Nach einem sehr hoffnungsvollen Beginn auf den DGPuK-Tagungen in Bamberg und Fribourg war die Resonanz der Arbeitsgruppe Medienpsychologie auf dem Berliner Kongreß äußerst gering. Viele bisherige Mitglieder konnten nicht kommen, bekundeten aber nach wie vor Interesse – neue Interessenten kamen hinzu. Aus diesem Grund konnten die bisherigen Projekte, unter anderem die Durchführung eines Workshops zum Thema „Methoden der Medienpsychologie", nicht weiterverfolgt werden.

Da Jo Groebel dafür nicht mehr zur Verfügung steht, erklärte sich Uwe Hasebrink bereit, in Zukunft die Aktivitäten des Arbeitskreises zu koordinieren.

Die Konsequenz aus den genannten Erfahrungen ist eine Neuorientierung des Arbeitskreises auf breiter Basis: Alle Mitglieder äußerten den Wunsch, auf der nächsten DGPuK-Tagung in München (26. - 28. Mai 1994) als Arbeitsgruppe wieder präsent zu sein. Dort soll Gelegenheit zur Vorstellung von Projekten, Examensarbeiten etc. aus dem gesamten Bereich der Medienpsychologie geboten werden, angefangen von der Rezeptionsforschung über „interaktive Medien" bis hin zur Diskussion über „qualitative" versus „quantitative" Methoden.

Interessenten können sich hierzu an Uwe Hasebrink wenden (Hans-Bredow-Institut, Heimhuder Straße 21, 20148 Hamburg). Auch Vorschläge für die inhaltliche Gestaltung des Arbeitsgruppen-Treffens sind willkommen.

Ein weiteres Projekt der Arbeitsgruppe gilt einem Überblick sämtlicher Lehrveranstaltungen mit medienpsychologischem Bezug. Es soll eine Liste aller einschlägigen universitären Lehrangebote im Wintersemester 1993/94 zusammengestellt und gegebenenfalls in der Zeitschrift „Medienpsychologie" veröffentlicht werden. Entsprechende Hinweise sind bis Anfang November an den neuen Koordinator der Arbeitsgruppe erbeten. *Lutz Goertz*

net Eva Demski ein mehrseitiges, mit drei großen Fotos versehenes Porträt von Ignatz Bubis.

❑ Nach der Zahl der Beiträge und Fotos, dem Aufwand an Fachkompetenz („Experten") und der Bereitschaft zu Kontroversen im eigenen Blatt kann festgestellt werden, daß die „taz" geradezu auf das Thema Rechtsextremismus spezialisiert ist. Sie informiert sehr breit und tiefgehend und ist darüber hinaus bereit, alte ideologische Positionen in der Beurteilung des rechtsextremistischen Jugendprotestes zu überschreiten. Die Zeitung beurteilt den „Asyl-Kompromiß" kritisch.

Asyl-Kompromiß umstritten

❑ Die „Süddeutsche Zeitung" bringt eine große Zahl von Berichten und sieben fast ganzseitige Reportagen. Darin kommt das Bemühen dieses Blattes zum Ausdruck, so vollständig wie möglich zu sein. Die „Süddeutsche Zeitung" steht dem „Asyl-Kompromiß" zum Teil kritisch gegenüber.

❑ Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" tritt im ganzen entschieden für den „Asyl-Kompromiß" ein. Sie bringt 25 Kommentare und Glossen und 12 Kritiken bzw. Rezensionen zum Thema. Sie läßt auf der Seite „Jugend schreibt" Schüler zum Thema zu Wort kommen. Die Zeitung bemüht sich in mehreren ausführlichen und grundsätzlichen Beiträgen um seriöse Hintergrundinformationen. Sie bringt am 23.12. auf einer ganzen Seite einen Überblick von Eckhard Jesse über das gesamte Spektrum der rechtsextremistischen Organisationen und ihrer Behandlung durch die Behörden.

❑ Das „Göttinger Tageblatt" ist für den „Asyl-Kompromiß" und tritt insbesondere in seinen Kommentaren gegen Parolen und für Argumente ein. Die Zeitung spricht sich für die Integration von Ausländern aus. Das wird deutlich gerade auch im Sport- und Lokalteil.

❑ Die Berichterstattung von „Bild" enthält für eine begründete Meinungsbildung zu wenige Informationen. Die Zeitung ist für die Abschiebung von „Scheinasylanten". Peter Boenisch schreibt in seinem Kommentar am 9.12.: „Wir wollen niemand, der wirklich unseren Schutz braucht, abweisen. Wir wollen nur nicht kentern."

❑ Die „Spiegel"-Berichterstattung, die insgesamt Verständnis für den „Asyl-Kompromiß" aufbringt, ist gekennzeichnet durch neun, zum Teil sehr ausführliche Interviews mit rechtsextremistischen Jugendlichen aus Dresden, dem Magdeburger Staatsanwalt Breymann, Ignatz Bubis, Ralph Giordano, Arthur Miller, der Rock-Gruppe „Störkraft", Bundeskriminalamts-Präsident Zachert, Ralph Dahrendorf und Harald Juhnke. „Der Spiegel" beleuchtet das Thema von vielen Seiten. Die Zeitschrift informiert, zum Teil in übersichtlichen Schaubildern, über die rechtsextremistischen Vereinigungen, die Gewalttaten von Rechtsextremisten, Verbote von Nazi-Symbolen, Zahlen der Ausländer in Deutschland, die Aufgaben des Bundeskriminalamtes und den „Gewaltrekord im Osten".

❑ „Die Zeit" läßt junge Leute und Ausländer ausgiebig zum Rechtsextremismus zu Wort kommen. Sie bringt zwei große Dossiers zum Thema „Mölln" und „Antisemitismus". Ausführlich äußern sich Jürgen Habermas, der amerikanische Cartoonist Art Spiegelmann, Freimut Duve, Norbert Greinacher und Klaus Harprecht, alle keine „Panikmacher". „Die Zeit" warnt vor Jörg Haider, und druckt einen langen Brief der israelischen Journalistin Smadar Bat-Adam. Nicht zuletzt veröffentlicht sie erneut Theodor W. Adornos Aufsatz „Erziehung nach Auschwitz" aus dem Jahre 1966. Dabei zeigt das Blatt bei aller klaren Sachkritik am „Asyl-Kompromiß" Verständnis für ihn.

Vorverständnis entscheidet

Insgesamt wird die Beurteilung der Berichterstattung über Rechtsextremismus in der Presse von dem politischen Vorverständnis, das jeder mitbringt, bestimmt. Wer Zuwanderung generell als unproblematisch ansieht und kein Ausländerproblem erkennt, für den ist tatsächlich weithin „Panikmache" zu erkennen (möglicherweise mit den Ausnahmen „taz", „Süddeutsche Zeitung", „Die Zeit"). Wer dagegen den Asyl-Kompromiß letztlich als noch vertretbares Ergebnis ansieht, wird wahrscheinlich außer bei der „Bild"-Zeitung bei allen untersuchten Blättern das ehrliche Bemühen um eine wahrheitsgetreue Berichterstattung konstatieren müssen. Diese Art von Berichterstattung muß allerdings damit rechnen, auf sehr feste Vorurteile bei den Leserinnen und Lesern zu stoßen und kann insofern Ausländerfeindlichkeit bestärken.

Wilfried Scharf

ERINNERUNGEN

Er kam, „schlief" – und übernahm den Vorsitz

Begebenheiten aus der Frühgeschichte einer wissenschaftlichen Vereinigung

Auf Seite 19 des ersten Nürnberger Institutsberichts steht unter „Mitgliedschaften des Institutsleiters" der Eintrag „Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Zeitungswissenschaft, Wahl zum 1. Vorsitzenden: 6.5.66."

Vor 27 Jahren reisten an diesem, für die Jahreszeit zu kühlen Maientag, der Doppelprofessor für Politik- und für Kommunikationswissenschaft und der Doppelassistent (fahrgemeinschaftlich) zur Jahrestagung der (damals noch so genannten) Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Zeitungswissenschaft nach Berlin. Auf die „Gänsemahl"-Frage hatten wir offenkundig zufriedenstellend reagiert („Gän Se mal den Goffer aufmachn?"). Jedenfalls kamen wir, mit nur leichter Verspätung, am frühen Nachmittag im Hotel am Steinplatz an, wo die DGPuZ in einem Nebenraum an einem Tisch versammelt war.



Die noch sehr wenigen Mitglieder der DGPuZ waren fast vollzählig anwesend. Als Wiedergründungs-Mitglied wollte ich zweierlei: meinen „im Fach" noch ziemlich fremden Chef für die Gesellschaft gewinnen, und das Fach wissen lassen, daß aus Nürnberg künftig ein neuer Wind namens „Kommunikationswissenschaft" wehen wird.

Kaum hatten wir Platz genommen, schlief Ronneberger ein. Jedenfalls sah es so aus. Wir waren früh losgefahren, im kleinen Tagungslokal herrschte Mangel an Sauerstoff, und Franz Ronneberger war nach meiner Meinung einfach überarbeitet. Pausenlos bereitete er neue Vorlesungen vor: die Allgemeine und die Spezielle Massenkommunikationslehre, Politische Funktionen der Massenkommunikationsmittel (bald Allgemeine Kommunikationspolitik genannt), Strukturen und Funktionen der politischen Systeme, Militärdiktaturen in Entwicklungsländern usw. usf. Er schrieb Vorlagen und Arbeitspapiere fürs „Politische Kolloquium", für Doktoranden- und Diplomanden- und für interdisziplinäre Seminare, fertigte Entwürfe und Rohkonzepte an: für die „sozialwissenschaftliche Kommunikationsforschung", für eine verwaltungssoziologische Untersuchung in Nordrhein-Westfalen und für eine Analyse agrarsoziologischer Probleme Jugoslawiens. Gremien wie ZDF-Fernsehrat, „Arbeitsgemeinschaft Industrielle Gesellschaft im 19. Jahrhundert" (der Fritz-Thyssen-Stiftung), Fachausschuß für Familien- und Jugendsoziologie (der Deutschen Gesellschaft für Soziologie), Wissenschaftlicher Arbeitskreis Buch (Bertelsmann nahestehend); sie und andere wollten von Ronneberger Vorschläge, Thesenpapiere, Arbeitsanleitungen – alles Unternehmen, die Zeit und Kraft kosten.

Was die in Berlin Versammelten zudem nicht wissen konnten: Ronneberger findet in einer – zugegebenermaßen nicht sehr feinen – Quasi-Schlaf-Haltung vorzügliche Entspannung – ohne faktisch zu schlafen. In Nürnberg kannte man das. Dieses geistig aufgeweckte In-sich-Ruhen gehörte dort zu den Ronneberger-Image-Faktoren, neben der kleindeutschen Lösung eines béret basque („das Mützchen"), zwei zur Kommunikation einladenden blauen Strahleaugen und einem kurz angesetzten Geschwindschritt.

Mit diesem Image vor Augen konnten mir die teils amüsierten, teils mitleidigen Blicke der DGPuZ-Runde wenig anhaben. Elisabeth Löckenhoffs erstaunte Frage: „Wen haben Sie denn da mitgebracht?" überging ich ohne Rechtfertigung und versuchte, der Diskussion zu folgen, die wieder einmal lebhaft von der künftigen DGPuZ-Politik handelte – ohne so recht voranzukommen.

Nach etwa 20 Minuten schlug Franz Ronneberger die Augen auf. Noch-nicht-Mitglied, meldete er sich dennoch zu Wort, argumentierte, wie üblich, eher fragend, lancierte persuasierend seine Vorstellungen und Vorschläge – und verließ das Versammlungslokal als neugewählter 1. Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Zeitungswissenschaft.

Deutsches PS: Ronneberger, der nicht mit nach Nürnberg zurückfuhr, bat mich, die drei Vereinsordner zu übernehmen. Sie, mein Autoatlas und einige stenografische Notizen weckten das Interesse der Grenzorgane in Hirschberg. Unterstellend, wir hätten in West-Berlin sicherlich DDR-feindliche Reden geführt, gar friedensfeindliche Beschlüsse gefaßt, nahmen sie „die verbotenerweise mitgeführten Druckwerke" zum Anlaß, mein Auto auseinanderzunehmen. Schon nach 13 Stunden war das deutsch-deutsche Problem auf DDRsch gelöst. Einem Grenzoffizier tat irgend-etwas leid. Ich konnte weiterfahren – sobald ich konnte.

Manfred Rühl

Auszug aus einer Broschüre zum 80. Geburtstag Franz Ronnebergers, die Erinnerungen und Erlebnisse seiner Schüler, Mitarbeiter und Freunde wiedergibt.

ESSAY

Wissenschaft – ein Medium der Aufklärung?

Öffentlichkeit und Expertenwissen

Die Bedeutung der Wissenschaften als eines Mediums der Aufklärung entwickelt sich kulturell und politisch rückläufig. Mit dieser These wird nicht ein Scheitern des „Projekts Aufklärung" konstatiert. Es wird ganz im Gegenteil eine Nebenfolge des Erfolgs der Aufklärung angesprochen.

Wieso mit dem Erfolg der Aufklärung die Aufklärungspotenz der Wissenschaften sich rückläufig entwickelt – das möchte ich zunächst plausibel machen. Dafür eignet sich die Vergegenwärtigung eines wissenschaftskulturellen Vorgangs, den ich als abnehmende kulturelle und politische Bedeutung wissenschaftlicher Weltbilder kennzeichnen möchte. Man kann dasselbe auch so ausdrücken: Der Zumutungscharakter, der in voraufgeklärten Zeiten mit wissenschaftlichen Innovationen verbunden war, nimmt ab. Er tendiert gegen null.

Zur Veranschaulichung dieses Vorgangs rufe ich eine Szene unserer jüngeren Wissenschaftskulturgeschichte in Erinnerung. Im Jahre 1860 machte in Oxford der Freund Darwins, Thomas Huxley, die britische Öffentlichkeit bei Gelegenheit einer Naturforscherversammlung, unter der sich auch prominente Geistliche der anglikanischen Kirche befanden, mit den Hypothesen der Darwinschen Deszendenztheorie bekannt. Die Gattin des Bischofs von Worcester erschrak darüber dermaßen, daß sie in das Stoßgebet ausbrach: „Oh Gott, laß es nicht wahr sein, und wenn es doch wahr ist, so sorge bitte dafür, daß es nicht weiter bekannt wird!" – Dieses Stoßgebet wurde bekanntlich nicht erhört, und das war vor allem die Schuld des gleichfalls anwesenden Bischofs Wilberforce, der Huxley mit der berühmt-berüchtigten Affenfrage in Verlegenheit zu bringen trachtete. Die Frage lautete, ob er, Huxley, denn nun lieber großmütterlicherseits oder großväterlicherseits vom Affen abzustammen wünsche. So zu fragen erwies sich als überaus unklug. Darwin selbst hatte ja, selbstverständlich, von der späterhin populär so oft traktierten Affenabstammung des Menschen überhaupt nicht gesprochen. Entsprechend hatte Huxley es leicht, sich in Positur zu setzen und dem Bischof zu erwidern, daß, wenn die Kirche in ihren Repräsentanten es sich erlaube, in der Erörterung einer wissenschaftlichen Hypothese, die sachlichen Ernst verlange, eine derart unsachliche, läppische, nämlich pseudoironische Frage zu stellen, so dürfe sie sich nicht wundern, wenn man sie künftig als eine Instanz, von der wir doch einmal Orientierung über die Welt, in der wir leben, erwartet hätten, nicht mehr ernst nähme.

In wohlbestimmter, nämlich wissenschaftspraktischer Hinsicht ist es in der Tat so gekommen. Im vermeintlichen Konflikt von Glauben und Wissenschaft hat die Kirche ihre Position als Hüterin der Wahrheit verloren, ja aufgegeben. Bereits in den sechziger Jahren, als er noch Professor war, hat, zum Beispiel, der jetzige Kurien-Kardinal Ratzinger in einem beiläufigen Aufsatz wie selbstverständlich bestätigt, daß die Evolution, deren Theorie Darwin in klassischer Weise begründet hat, der Glaubenswahrheit der Gotteserschaffenheit unserer Welt in keiner Hinsicht widerspräche. Gottes Schöpfung sei eben eine solche, in der sich die Evolution nach den Regeln abspielt, die Darwin zuerst maßgeblich formuliert hat.

Auf eine wissenschaftskulturelle These gebracht bedeutet das: Im Unterschied zur skizzierten Oxforder Szene, in der sich die Geistlichkeit noch durch Aufklärungswirkungen der Wissenschaften in ihren Glaubensüberzeugungen irritiert fand, nimmt, aufklärungsabhängig, inzwischen, von einigen Sektierern abgesehen, niemand mehr Glaubenssätze als Indikatoren für Irrtümer unter den Wirklichkeitsannahmen der Wissenschaften in Anspruch. Das bedeutet fernerhin: Die Wissenschaften haben damit ihrerseits, sozusagen, ihre Häresiefähigkeit eingebüßt, und genau jenes aufregungsbereite Interesse, das sich an den vermeintlichen Konflikten zwischen wissenschaftlicher Einsicht in das, was der Fall ist, und religiöser Wirklichkeitsorientierung entzündete, ist erloschen. Der eigentümliche Verlust der Pathosfähigkeit moderner Wissenschaft hängt damit zusammen.

Es ließe sich vermuten, daß der kulturelle und politische Zumutungscharakter wissenschaftlicher Weltbildrevolutionen abgenommen hat, weil auch die Eingriffstiefe dieser Revolutionen abgenommen hat. Darwin noch und Kopernikus gar hätten danach die Vorstellung von der Welt, in der wir leben, radikaler verändert als die Wissenschaften das heute tun, und die Adaption kulturell maßgebender Weltbilder an das, was die Wissenschaften zutage fördern, fiele uns entsprechend leichter.

Die Vermutung liegt nahe, daß die abnehmende Kulturbedeutsamkeit wissenschaftlicher Weltbilder eine Folge der Schwierigkeiten ist, die Ergebnisse moderner Wissenschaftsforschung zu Weltbildern zu synthetisieren

Eindrucksvoll hat der austro-britische Wissenschaftstheoretiker Karl Popper diese Vermutung zurückgewiesen. Die Wissenschaftsgeschichte der Neuzeit gleiche keineswegs einem Prozeß der abnehmenden weltbildrevolutionären Wirkung wissenschaftlichen Fortschritts. Das Gegenteil sei der Fall, und in der Tat: Es ist nicht zu erkennen, wieso der Molekulardarwinismus unserer Biochemiker mit seiner tendenziellen Auflösung traditionsreicher Vorstellungen vom prinzipiellen Charakter der Grenze zwischen Belebtem und Unbelebtem von geringerer Weltbildbedeutsamkeit als die speziesbezogene Deszendenztheorie Darwins sein soll, und es läßt sich nicht sagen, wieso die Alternative zwischen einem kontinuierlich expandierenden Kosmos einerseits und einem irgendwann einmal wieder in sich zusammensinkenden Kosmos andererseits eine geringere Weltbildbedeutsamkeit haben solle als die Alternative zwischen der Zentralstellung oder Randstellung der Erde im Verhältnis zur Sonne.

Wieso lassen wir uns heute ungerührt jede wissenschaftliche Weltbildrevolution gefallen? Die Vermutung liegt nahe, daß die abnehmende Kulturbedeutsamkeit wissenschaftlicher Weltbilder eine Folge der zunehmenden Schwierigkeiten ist,

die Ergebnisse moderner Wissenschaftsforschung zu Weltbildern zu synthetisieren, die über die engen Grenzen fachwissenschaftlicher Kommunitäten hinaus sich gemeinverständlich vermitteln, also zu Bestandteilen exoterischer Bildung sich machen lassen. Die weltanschauliche Neutralisierung des wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritts wäre somit ein kultureller Effekt des inzwischen erreichten Spezialisierungsgrads wissenschaftlicher Erkenntnispraxis. Je mehr die Wissenschaften in die Dimensionen des sehr Kleinen, sehr Großen und sehr Komplizierten vorstoßen, um so anspruchsvoller werden die Voraussetzungen, die beim gebildeten Publikum erfüllt sein müssen, um überhaupt die weltbildverändernde, ja weltbildrevolutionierende Bedeutung heutiger wissenschaftlicher Erkenntnisfortschritte ermessen zu können.

Das Moratoriums-Nein ist nicht das Nein der begründeten Ablehnung, vielmehr das Nein der Urteilsenthaltung unter dem Druck von Erfahrungen der Überforderung eigener Urteilskraft in hochkomplexen Gesellschaften

Hinzu kommt, daß heute gerade sehr teure, aufwendige Unternehmungen der Großforschung in ihren dem Laien verständlichen kognitiven Bedeutung vollendet banal erscheinen. Das ist nicht zuletzt in solchen Fällen so, wo der vermeintliche Sensationscharakter wissenschaftlicher Innovationen dazu veranlaßt, über sie, statt auf hinteren Seiten des Wissenschaftsfeuilletons, auf den Titelblättern der Weltpresse zu berichten. So geschah es, als zum ersten Mal von einer sowjetischen Raumsonde ein Bild von der Rückseite des Mondes, der uns seit Menschengedenken seine Vorderseite so beharrlich zugewandt hält, aus Tiefen des Weltalls nach Hause gefunkt wurde. Was machte dieses Foto von der Rückseite des Mondes in der Weltpresse titelblattfähig? Die Antwort lautet: Der Sensationscharakter dieses Fotos beruht exklusiv auf der Demonstration eines unerhörten technischen Könnens, das mit diesem Bild unter Beweis gestellt war. Auf der kognitiven Ebene betrachtet war dagegen der innovative Gehalt des Fotos für Laien gänzlich uninteressant. Was sah man denn? Man sah, daß der Mond von hinten im wesentlichen so aussieht wie von vorn. Und dafür ein Milliardenaufwand? Das war die relevanzkritische Frage, die daran sich anschließen mußte und somit im Endeffekt zusätzlichen kulturellen Geltungsverlust der Wissenschaft bewirkte.

In einem weiteren kleinen Durchgang möchte ich nun zeigen, daß in den Konsequenzen ihres Erfolgs nicht nur die Aufklärungsbedeutsamkeit des wissenschaftlichen Fortschritts abnimmt, daß vielmehr darüber hinaus über ihre Verwissenschaftlichung unsere Zivilisation zugleich an Durchsichtigkeit, an Helle verliert, mit bedeutsamen Folgen für die Rationalitätschancen der Politik. Was dazu zu sagen ist, fasse ich gern unter das Stichwort „Erfahrungsverluste". Was ist damit gemeint? Bevor, metonymisch gesprochen, mit der Installation der ersten Dampfmaschine vor zweihundert Jahren der Industrialisierungsprozeß im modernen Sinn begann, waren auch in den europäischen Gesellschaften zwischen zwei Drittel und drei Viertel aller Menschen landwirtschaftsabhängig tätig. Es wäre durchaus unangemessen, diesen Bestand romantisieren zu wollen. Das müßte einem allein schon der Blick auf die damalige durchschnittliche Lebenserwartung verbieten, die nur die Hälfte unserer heutigen Lebenserwartung erreichte. Andere Eigenschaften des Lebens in einfach strukturierten, nämlich agrarischen Gesellschaften lassen sich aber aus heutiger Perspektive durchaus als Vorzüge wahrnehmen, zum Beispiel die Eigenschaft, daß damals die übergroße Mehrheit der Menschen eine höchst anschauungsgesättigte, lebenserfahrungsstabilisierte Beziehung zu den realen Bedingungen ihrer physischen und sozialen Existenz unterhielt. Technischer ausgedrückt: Das Maß der ökonomischen und sozialen Autarkie war beträchtlich – ablesbar an der Seltenheit etwa der Marktgänge. Emphatisch gesprochen: Die Menschen kannten das Leben.

Wenn wir uns demgegenüber fragen, was wir denn heute noch, und zwar jeder einzelne von uns, von den realen Bedingungen unserer physischen und sozialen Existenz lebenserfahrungsdurchherrscht wissen, so wird evident, daß noch nie eine Zivilisationsgenossenschaft ihre Lebensbedingungen weniger verstanden hat als unsere eigene. Zwar sind wir alle weit über in früheren Stadien der Zivilisation erreichte Spezialisierungsgrade hinaus Fachleute, aber mit zunehmender Spezialisierung eben doch in zunehmenden Fällen auf anderen Gebieten als unsere Kollegen, so daß, noch einmal, für das Individuum, als für die entscheidende Bezugsgröße unter Befindlichkeitsaspekten, gilt, daß noch nie eine Zivilisation ihre Lebensbedingungen weniger verstanden hat als unsere eigene.

Wenn diese Beschreibung ihre Evidenz hat, so wird zugleich evident, wie in einer solchen Zivilisation einzig physisch sich leben läßt: Wir sind wie nie zuvor auf Vertrauen angewiesen – auf Vertrauen in der unpathetisch-zurückgenommenen, wohlbestimmten Bedeutung des Vertrauens in die Solidität der Leistungen des uns jeweils benachbarten Fachmanns. In komplexen und hochmobilen Gesellschaften kompensieren wir die schwindende Reichweite unserer gemeinen Urteilskraft durch Expertenrat. Im politischen System ist dieser Expertenrat längst institutionalisiert. Expertenwissen ist das Kompensat schwindender Urteilsreichweite des „common sense" – wie die Brille die schwindende Sichtweite des Kurzsichtigen kompensiert.

So weit Kompensationen funktionstüchtig sind, ist es kein Einwand zu sagen, daß sie nur Kompensationen sind. Prekär wird die Sache immer dann, wenn der Expertenrat, in den wir in komplexen und in dynamischen Gesellschaften müssen vertrauen können, an Vertrauenswürdigkeit verliert. Just das ist aber stets dann der Fall, wenn die Experten sich ihrerseits bis hin zu Anzeichen wechselseitiger Erbitterung uneins zeigen. Die Menge der Fälle, auf die das zutrifft, nimmt zu.

Eine kulturelle, bis in den politischen Lebenszusammenhang durchschlagende Reaktionsweise auf die Erfahrungen abnehmender Gemeinsinnsautarkie ist der politische Moralismus, das heißt das Umschalten von den ihrer Komplexität wegen kaum noch gemeinverwendungsfähigen Sachargumenten auf Argumente öffentlicher Anzweifelung des guten Willens verantwortlicher Personen und Institutionen. Mit dem scharfen Schwert besorgter reiner Gesinnung durchhaut man den sich verheddernden Knoten moderner Lebensrealität. Vorgeprägt ist diese Argumentationsweise schon im Stil jener Verdächtigung, die für totalitäre Systeme charakteristisch war und ist, nämlich an Stelle von Kausal-

analysen spektakulärer Unglücksfälle den Sabotageverdacht zu setzen.

Die rationale politische Reaktionsform auf die Erfahrungen abnehmender Reichweite des „common sense" bei zugleich schwindendem Vertrauen ins Expertenurteil ist die Urteilsenthaltung. „Wie reagiert die Politik auf die Beschleunigung der Zeitgeschichte?" – so lautet der Untertitel der eindrucksvollen Untersuchung der Berner Politikwissenschaftler Gruner und Hertig, die uns plausibel macht, daß Urteilsmoratorien im Verhalten des Stimmbürgers zunehmen müssen, wenn dieser angesichts der Komplexität anstehender Entscheidungen einerseits und mangelnder Einhelligkeit der Experten andererseits sich überfordert findet. Das ist die Struktur einer Lage, in der es plausibel wird, daß, wie aus den Vereinigten Staaten berichtet, in Abstimmungskämpfen Slogans wie diese verwendbar werden: „Confused? Many are. Play safe! When in doubt, vote No!" Dieses Nein ist, wie man erkennt, nicht das Nein der begründeten Ablehnung, vielmehr das Nein der Urteilsenthaltung unter dem Druck von Erfahrungen der Überforderung eigener Urteilskraft – das Moratoriums-Nein, wie wir es nennen können. Die Neigung zu diesem Nein scheint generell in modernen, hochkomplexen Gesellschaften zuzunehmen. Notabene: Es handelt sich ersichtlich bei diesem Nein nicht um eine irrationale Reaktion, vielmehr um eine rationale Reaktion, mit der man zu rechnen hat. Soweit das richtig ist, ließe sich folgern: Moderne Gesellschaften können bis in ihr politisches System hinein gewiß hohe Grade der Komplexität und Änderungsdynamik verarbeiten, nicht aber beliebige Grade. Jenseits entsprechender Grenzen wird das Vertrauen in die Verläßlichkeit dessen, was sich in Abhängigkeit von fachmännischen Leistungen in unserer Black-box-Zivilisation abspielt, überfordert – mit den beobachtbaren destruktiven Folgen für unsere Sicherheitsbefindlichkeit, für unser Akzeptanzverhalten und damit auch für unsere Bilanzierung von Nutzen und Nachteil fortschreitender Verwissenschaftlichung unserer zivilisatorischen Lebensgrundlagen.

Nicht nur in der großen Öffentlichkeit, vielmehr auch in der kleinen Öffentlichkeit der Wissenschaftler-Kommunitäten selbst bewirken jenseits ungewisser Grenzen die Fortschritte der Wissenschaften, statt Helle und Durchsichtigkeit, Eintrübungen der Lage und Verständigungsschwierigkeiten. Es handelt sich bei diesem Vorgang, im wesentlichen, um einen Effekt des inzwischen in vielen Disziplinen erreichten Grades der Fortschrittsdynamik, das heißt der dramatisch anwachsenden Menge der Innovationen pro Zeiteinheit. Die Wissenschaftswissenschaftler haben ja inzwischen diesen Vorgang vermessen, und die dabei vor allem benutzte Meßgröße ist die der sogenannten Halbwertszeit, das heißt die Zeit, die vergeht, bis, sagen wir, die Hälfte des Inhalts der jüngsten Auflage des Lehrbuchs in einer wissenschaftlichen Disziplin veraltet ist.

Man würde in einen Abgrund tiefreichender wissenschaftstheoretischer Probleme versinken, wenn man in der Absicht der Feststellung einer solchen Halbwertszeit inhaltlich verführe, das heißt den Versuch unternähme, bereits überholte Theoreme und unverändert geltende Theoreme im Kontext eines wissenschaftlichen Theoriesystems zu separieren. Gegenüber dieser praktischen Unmöglichkeit haben unsere Bibliothekare ein probates, höchst pragmatisches und zugleich aussagekräftiges Verfahren zur Ermittlung der Halbwertszeit entwickelt. Sie messen, schlicht, die Benutzungshäufigkeit wissenschaftlicher Literatur in Abhängigkeit von ihrem Erscheinungsdatum. Dabei ergibt sich, daß diese Benutzungshäufigkeit mit dem Alter der Bücher und Zeitschriften dramatisch absinkt. Ironisch, aber im Behauptungsgehalt der Aussage wohlbegründet meinte ein britischer Bibliothekar, daß in der Molekularbiologie prominente Zeitschriften, sobald sie einmal zehn Jahre alt geworden sind, nur noch in einem einzigen Exemplar vorhanden zu sein bräuchten, um die Gesamtnachfrage im Vereinigten Königreich bedienen zu können.

Auch eine Kompensation unserer evidenterweise unzureichenden Selektionskompetenzen angesichts technisch universell verfügbar gemachter Datenbanken hat erhebliche soziale Konsequenzen. Die wichtigste Konsequenz ist, daß, so paradox das zu klingen scheint, mit der Menge der technisch universell zugänglichen Informationen die soziale Ungleichverteilung dieser Informationen zunimmt, und das eben auch in der Kommunität der Fachwissenschaftler.

Die Wissenschaften, die im Zeitalter der Aufklärung einmal im Glanz der Verheißung standen, Medium rationaler Orientierung zu sein, sind inzwischen erfolgsabhängig selber desorientierungsträchtig geworden

Als weitere theoretisch triviale, wissenschaftskulturell aber elementar wirksame Folge des erreichten Grades wissenschaftlicher Informationsdynamik ist die wachsende Musealität der verfügbaren Informationsbestände zu erwähnen. Nach Auskunft unserer Fachleute verdoppeln sich unsere Bibliotheksbestände alle zwanzig Jahre, und es gibt sogar Gründe für die Vermutung, daß dieser Prozeß hyperbolische Strukturen annimmt, das heißt, daß eine Verkürzung der Zeiträume stattfindet, innerhalb derer diese Verdoppelungen eintreten. Das in Kombination mit dem schon skizzierten Vorgang abnehmender Halbwertszeit wissenschaftlicher Literatur bedeutet, daß es noch nie zuvor eine wissenschaftskulturelle Gegenwart gab, die in einem Ausmaß wie unsere eigene Gegenwart von veralteten Informationsbeständen erfüllt gewesen wäre. In den Konsequenzen dieses Bestandes nimmt auch in den Wissenschaften ihre Selbsthistorisierung und damit ihre Selbstmusealisierung zu. Im Ablauf eines Forscherlebens repräsentieren wir im Alter nicht nur unser hohes Lebensalter, vielmehr auch, statt aktuelle Autorität, Vorgestrigkeit. Die Abstände dessen, was man eine Forschergeneration nennen könnte,verkürzen sich, und die Angehörigen der vier oder fünf Forschergenerationen, die in einer akademischen Groß-Institution, einer Universität etwa, koexistieren, werden sich im Verhältnis zueinander historisch.

Philosophen sind stets versucht, komplizierte und differenzierte, deskriptiv erhobene Bestände auf eine Quintessenz zu bringen. Im Rückblick auf die skizzierten Bestände riskiere ich entsprechend zu sagen: Die Wissenschaften, die im Zeitalter der Aufklärung einmal im Glanz der Verheißung standen, Medium rationaler Orientierung zu sein, sind inzwischen erfolgsabhängig selber desorientierungsträchtig geworden.

Hermann Lübbe

INSTITUTE

Baustelle Augustusplatz

Lagebericht von der Universität Leipzig

Die Vorgeschichte hatte keinen ganz gewöhnlichen Verlauf. 1956 mußte die SED sich mit der Bewerbung eines jungen Norddeutschen um einen Studienplatz an der Karl-Marx-Universität (KMU) Leipzig auseinandersetzen. Dessen Fächerwunsch: Journalistik, verbunden mit Theologie/Religionssoziologie, Geschichts- und Sozialwissenschaft, schließlich Kulturwissenschaft. Praxishintergrund: christliche Europa-Jugendpublizistik und Nachwuchsförderung durch das Funkhaus in Hamburg. Persönliche Hauptmotivation: Leipzig als Universitätsstadt der Familie seit vielen Generationen.

Eine „ungewünschte" Konstellation im damaligen Deutschland, wenige Monate nach dem Verbot der KPD durch das Bundesverfassungsgericht? Parteibewußte Reaktion der KMU-Verantwortlichen: Bewerbung abgelehnt, da kein Kulturabkommen zwischen DDR und Bundesrepublik als Grundlage. Konsequenz des Bewerbers: Langzeit-„Fernstudien" zur Entwicklung des Journalistik-Programms der SED an der KMU, später auch der Lehrangebote für den Publizistik-Nachwuchs an der auf eine Gründung von 1954 zurückgehenden DDR-Hochschule für Film und Fernsehen „Konrad Wolf" in Potsdam-Babelsberg (HFF/B).

Ein verhinderter Student

Als Göttinger Institutswissenschaftler entwickelt der „verhinderte Leipziger von 1956" in dem Jahrzehnt nach 1964 das internationale Studienprogramm „Zweimal Deutschland seit 1945 in den Massenmedien". Ab 1975 konnte er dies als Universitätsprofessor für Kommunikations- und Medienwissenschaft an der Staatlichen Hochschule für Fernsehen und Film München (HFF/M) fortführen, seit 1976 in Kooperation mit der Universität München, seit 1977 zugleich in kontinuierlicher Programm-Zusammenarbeit mit der Akademie für politische Bildung Tutzing. Nachdenkliche Hochschullehrer der HFF/B und der HFF/M wußten vor allem ab 1988 immer häufiger die akademischen Begegnungs-Wege zu finden, auf denen der Dialog über Kommunikations- und Medienwissenschaften im System der DDR und in der Bundesrepublik die notwendige Offenheit gewinnen und stabil fortschreiten konnte.

Keine neue Kaderschmiede

Ähnliche Begegnungen „mit Leipzig selbst" sollten bis zum Umbruch schwierig bleiben. Keiner der gründlich Informierten oder Recherchierenden aber war ernsthaft überrascht, als der Autor dieses Beitrags Anfang 1991 vom Sächsischen Staatsminister für Wissenschaft und Kunst als Gründungsdekan für die Kommunikations- und Medienwissenschaften an die zu reformierende Universität Leipzig berufen wurde. Hätte der 1956 von der SED-verpflichteten Journalistik Abgewiesene einen seriösen Grund finden können, um sich einer derart herausfordernden Berufung zu entziehen?

Werden wir persönlich: Die Befürchtung, ein aus München kommender Gründungsdekan könne vor allem anderen versucht sein, der KMU-Zeit unter der Perspektiv-Abkürzung „Rotes Kloster" nun eine entgegengesetzte Einrichtung mit dem Haupttrend „Schwarze Kaderschmiede am Augustusplatz" folgen zu lassen, war auf Schritt und Tritt in Leipzig zu spüren. Die Unabhängigkeit, die ein „westlicher" Professor sich erworben haben kann, wenn er akademische Pflichten und Rechte im Hochschulalltag mit öffentlichem Einfluß zu verknüpfen weiß, wurde von den Studierenden und Lehrenden aus der Sektion Journalistik dann aber doch ziemlich schnell als gute Startchance verstanden: für eine Leipziger Neu-Entwicklung von der parteifixierten Journalistik zum weitergreifenden Fächerverbund von Kommunikations- und Medienwissenschaften (KMW).

Die drei Studierenden, drei wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und zwei Hochschullehrer aus der Leipziger Sektionszeit, die für unsere KMW-Gründungskommission benannt wurden, trafen dort auf Professorinnen und Professoren aus Berlin, Bochum, Dortmund, Erlangen-Nürnberg und München, deren Herkunft und wissenschaftliche Arbeitslinie ein hohes Maß an Pluralismus, Unvoreingenommenheit, auch an zeitgeschichtlicher Situationssensibilität in sich vereinigten. Uns allen war gemeinsam bewußt, bei vielen Unterschieden in der Einzelbegründung: Der SED-Staat DDR ist an seiner eigenen Basis, seinen Strukturdefiziten, seiner menschenverachtenden Intoleranz, seiner Inkompetenz beim Umgang mit schöpferischen Minderheiten zugrunde gegangen (und nicht infolge irgendwelcher nachsimulierter „Ostgelüste" in der alten Bundesrepublik). Genauso offen mußten wir uns gegenseitig aber auch immer wieder sagen: Das System DDR als reale Lebensbedingung und Alltagserfahrung steckt den dort Aufgewachsenen und Qualifizierten „tief im Blut" - wie den Früh-Bundesrepublikanern (ganz unverdient) die selbstverständlich gewordene „Westlichkeit" und deren offene Internationalität. Wir werden noch viel Lebenszeit benötigen, um uns gegenseitig in all unseren Widersprüchen zu würdigen und im Land der überraschenden Neu-Vereinigung etwas Gemeinsames aufzubauen – in bewußter Vielfalt.

Kreativer Verbund

Was heute mit seinen Hauptkonturen langsam greifbar wird, geht im wesentlichen auf den „Bauplan KMW Leipzig" zurück, der bis Anfang 1990 im Beratungskreis um den Lehrstuhl Kommunikations- und Medienwissenschaft an der HFF/M entstanden ist. Dabei haben mehrere kooperative HFF-Studienkonferenzen in der Akademie für politische Bildung Tutzing und die inzwischen schon legendäre Potsdamer Seminarwoche vom Mai 1989 das Denken in Strukturen und Handlungsmustern mitbeflügelt.

Die Ausgangsüberlegungen dabei waren:

- Die Universität Leipzig sollte von neuem als unsere hochschulgeschichtlich erste Instituts-Adresse (Karl Bücher, 1916) für die Publizistik, Kommunikations- und Medienwissenschaften ins akademische Bewußtsein zurückgeholt werden.
- Die internationale Kommunikations- und Medien-Stadt Leipzig steht für „östliches Deutschland". Sie bietet unvergleichliche örtliche Rahmenbedingun-

gen für eine Fachperspektive, in der sich spezifisch wissenschaftliche Ost-Kompetenz für Deutschland und Europa als Gesamtheit profilieren läßt.

❑ Theorie und Praxis: Leipzig ist Geburtsort des akademischen dualen Ausbildungssystems für Kommunikations- und Medienberufe (den Leipziger Pilotentwicklungen in der Wirtschaftspädagogik bis zum Diplom-Handelslehrer durchaus verwandt). Hier sollten die Erfahrungen aus den Jahren der Weimarer Republik, des NS-Staates und der Zeit zwischen 1945 und 1989 systematisch ausgewertet und die Ergebnisse für neue Studiengänge fruchtbar gemacht werden.

❑ Gemeinsame Grundlage aller Neu-Entwicklungen nach der langen Gesamtphase der SED-Journalistik an der KMU sollte die „interdisziplinäre Geselligkeit" im kreativen Fächerverbund der Kommunikations- und Medienwissenschaften sein.

Tragende Elemente

Die tragenden Elemente des seit Ende 1991 praktizierten Bauplanes KMW Leipzig sind:

I. „Karl Bücher-Institut" für Publizistik und Kommunikationswissenschaft (mit Zentralbereich: Archiv/Bibliothek/Dokumentation)

- Professur C 4: Historische und Systematische Kommunikationswissenschaft (Arnulf Kutsch)
- Honorar-Professur: Kommunikationswissenschaft und Zeitgeschichtliche Publizistik (Karl Friedrich Reimers)
- Gast-Professur: Allgemeine und Spezielle Kommunikationswissenschaft (Gerhard Maletzke)
- Projekt-Professur: Ethik in der Massenkommunikation (Horst Pöttker)
- Dozentur C 2: Theorie und Soziologie der Öffentlichen Kommunikation
- Honorar-Professur: Kommunikationsrecht, Medienrecht

II. Institut für Empirische Kommunikations- und Medienforschung

- Professur C 4: Empirische Kommunikations- und Medienforschung I (berufen: Hans-Jürgen Weiß)
- Professur C 3: Empirische Kommunikations- und Medienforschung II (Hans-Jörg Stiehler)
- Dozentur C 2 (auf Zeit): Psychologie der Massenkommunikation

III. Institut für Journalistik

- Professur C 4: Allgemeine und Spezielle Journalistik I (Gertraud Linz)
- Professur C 3: Allgemeine und Spezielle Journalistik II (berufen: Michael Haller)
- Dozentur (auf Zeit)/apl. Professur: Spezielle Journalistik/Kultur in der Massenkommunikation (Siegfried Schmidt)
- Projekt-Professur: Spezielle Journalistik

IV. Institut für Medienwissenschaft und Medienkultur (mit interdisziplinärem Zentrum für Medien und Kommunikation)

- Professur C 4: Medienwissenschaft und Medienkultur (Rüdiger Steinmetz)
- Professur C 3: Medienpädagogik und Weiterbildung (berufen: Bernd Schorb)
- Professur C 3: Buchwissenschaft und Verlagskommunikation
- Projekt-Professur: Spezielle Buchwissenschaft
- Projekt-Professur: Medien in der Wissenschaft
- Projekt-Professur: Medien in der Weiterbildung

V. Institut für Öffentlichkeitsarbeit und Kommunikationsmanagement

- Professur C 4: Öffentlichkeitsarbeit/ Public Relations (Gast: Barbara Baerns; berufen: Günter Bentele)
- Projekt-Professur: Medienmanagement/ Messewesen
- Projekt Professur: Kommunikationsmanagement

Das für uns im Moment Wichtigste: Leipzig „kommt schon"! Der Gründungsfachbereich KMW erfreut sich lebhafter internationaler Aufmerksamkeit und Kooperationsbereitschaft: besonders im Osten, im Süden, in Übersee. Neue Fächeröffnungen und unkonventionelle Curriculum-Mobilitäten ziehen die Studierenden in großer Zahl an; sie kommen nach wie vor aus dem Osten Deutschlands und Europas, jetzt aber stammt auch schon fast jeder Vierte aus westlichen Ländern. Das Vertrauen des Nachwuchses in der Leipziger Zukunft ist groß und motiviert das heutige Kern-Kollegium in hohem Maße.

Die noch 1991 gebildete (vorläufige) Karl-Bücher-Vereinigung zur Förderung der Kommunikations- und Medienwissenschaften an der Universität Leipzig ist mittlerweile zu einem stabilen Pfeiler fördernder Initiativen außerhalb des Staatshaushaltes geworden. Große Forschungsprojekte zeichnen sich vor allem ab im Bereich Zeitschriften und Zeitungen, auf dem Feld „Medien und kulturelle Lebensstile im gesellschaftlichen Transformationsprozeß" und in der Medienstruktur (Europa-Synopse). Die Programmdirektion der ARD hat den Leipziger Gründungsfachbereich zur zweiten Adresse für ihr historisches Arbeitsarchiv gemacht (neben der ersten im Wissenschaftsbereich der HFF/M).

FUSSNOTENMUSEUM III

*) Wer das nicht rechtzeitig versteht, gerät in vielen Wissenschaften auf die falsche Bahn. Wie viele Forscher, z.B. Kunst- und Literarhistoriker, haben als wirkliche Liebhaber der „Gegenstände" diese zu studieren begonnen und agieren, als Professoren, dann nur noch ihren Haß gegen sie aus, weil sie durch die Wahl des falschen Exaktheitstyps in die Haltung der Polemik, der Nichthingabe an die Sachen gerieten.

Aus Peter Sloterdijk: Kritik der zynischen Vernunft. Zweiter Band, Frankfurt am Main 1983, Fußnote Seite 653

Leipziger Hochschultage

In diesen Wochen erscheinen die beiden Startbände der „Leipziger Universitätsbeiträge zur Kommunikations- und Medienwissenschaft". Sie dokumentieren die Vorträge und Diskussionen der ersten zwei Internationalen Leipziger Hochschultage für Medien und Kommunikation 1991 und 1992. Band 1 ist dem Thema „Unser Jahrhundert in den Medien – 75 Jahre Universitäts-Institut Leipzig"gewidmet. Band 2 befaßt sich mit „Forschen, Lehren, Weiterbilden für Medienberufe in Europa".

Schließlich: Für den 29. bis 31. Oktober 1993 laden wir bereits zu den III. Internationalen Leipziger Hochschultagen für Medien und Kommunikation ein. Schwerpunktthema diesmal: „Presse Ost – Presse West: Journalismus im vereinigten Deutschland". Wir freuen uns wieder auf anregende Begegnungen in der neuerwachten und bewährt internationalen Alma mater Lipsiensis.

Kontakt: Universität Leipzig, Fachbereich Kommunikations- und Medienwissenschaften, Augustusplatz 9, 04081 Leipzig, Telefon 0341/719-2890, -2896, -2903, Telefax 0341/719-2904.

Karl Friedrich Reimers

SELBSTPORTAIT

Fachzeitschriften stellen sich vor (8): SAGE & SCHREIBE

Kein Zweifel, im deutschen Sprachraum gibt es eine stattliche Zahl interessanter Medienzeitschriften. Doch keine hat das Handwerk der Medienmacher zum Inhalt oder kümmert sich hinreichend intensiv um die professionellen Anforderungen an den Journalismus der Printmedien.

Die Erfahrung dieses Defizits stand am Anfang und lieferte die Idee zu dieser Zeitschrift. Sie konkretisierte sich in vielen Gesprächen mit den Leitern verschiedener Akademien und Ausbildungsstätten, mit Kolleginnen und Kollegen, Journalistik-Dozenten und Medienwissenschaftlern. Im Frühjahr vergangenen Jahres kristallisierte sich das Konzept für eine zweimonatlich erscheinende Zeitschrift im Magazinformat heraus, die

- in erster Linie den Print- und Hörfunkbereich behandelt,
- über Entwicklungen in den Inhalten und Präsentationsformen informiert,
- Grundlagen und Verfahren des journalistischen Handwerks – etwa: Recherchetechniken, Thematisierungen, Darstellungsformen – darlegt und erörtert,
- sich um das medienwissenschaftliche Wissen und seine praxisorientierte Vermittlung bemüht,
- die aktuelle Printmedienproduktion vor allem in sprachlicher Hinsicht kritisch beobachtet,
- die Arbeit der Einrichtungen für die Journalistenaus- und -weiterbildung nach außen vermittelt.

Außerdem liegt uns daran, das in der Medienforschung erworbene Wissen, soweit relevant, für die Praxis bereitzustellen und, umgekehrt, die im Journalismus sich stellenden Probleme an die Medienforschung heranzutragen – ein Konzept mithin, das didaktische und informierende Aufgaben mit Servicefunktionen verknüpfen soll.

Für das Profil der Zeitschrift und ihr Stoffangebot war auch die vielleicht einzige prinzipielle Entscheidung wichtig, sich ausschließlich mit den redaktionellen Teilen zu beschäftigen: Journalismus, so lautet unsere Definition, umfaßt alle die Tätigkeiten, die sich auf redaktionelle Teile beziehen (vom Informationsproduzenten bis zum Blattgestalter). Für unsere Zielgruppen folgte daraus, daß wir neben der Blattmachern und freien Journalisten auch Pressereferenten, PR-Leute und Öffentlichkeitsarbeiter ansprechen wollen, nicht aber die Werbeagenturen, die Media- und Marketingabteilungen.



Fast wäre dies alles eine Kopfgeburt geblieben. Es ist dem Fachzeitschriften-Verlag Hans Holzmann in Bad Wörishofen zu verdanken, daß diese Ideen und Erwägungen im Herbst 1992 Realität werden konnten. Die Geschäftsleitung des Verlags erteilte im Spätsommer 1992 unserer „Gesellschaft für Medienentwicklung" den Auftrag, eine Nullnummer zu produzieren. Diese wurde dann auf dem Medienmarkt getestet – mit einem Resultat, das den Verlag optimistisch stimmte: Der Titel, das Themenspektrum und das Layout wurden gut angenommen. Und so erscheint die Zeitschrift seit 1993 mit insgesamt acht Ausgaben pro Jahr: sechs reguläre Nummern und zwei „specials", die über technische, für den Journalismus indessen folgenreiche Entwicklungen informieren.

Das erste „special" kam dieses Frühjahr heraus und orientierte über Möglichkeiten (und Grenzen) elektronischer Archivierung. Das im Herbst 1993 erscheinende „special" soll über elektronische Redaktionssysteme informieren.

Die kleine Redaktion wird von den Leitern der drei überbetrieblichen Ausbildungsstätten mitgetragen. Ein Kreis zugewandter Medienwissenschaftler sorgt für vielfältige Anregungen und liefert Heftkritik. Zudem soll die Zeitschrift ein Betätigungsfeld für junge Journalisten und Wissenschaftler öffnen. Entsprechend erweitert sich der Kreis der Mitarbeiter stetig, mit dem Ziel, auch hier eine engere Verschränkung zwischen Theorie und Praxis zu erreichen.

Die bislang sehr gute Abonnentenentwicklung ist auch ein Verdienst des Holzmann Verlags, der den Titel mit professionellem Marketing betreut. Weniger gut entwickelte sich bislang das Anzeigengeschäft. Viele potentielle Anzeigenkunden im breiten Feld der Redaktionsausstattung, die der Verlag zu gewinnen hoffte, halten sich mit dem Hinweis auf die angespannte Marktlage zurück. Es scheint demnach, als werde sich die Anzeigensituation erst mit dem konjunkturellen Aufschwung verbessern.

Michael Haller

Steckbrief

Gründung: 1992 von Michael Geffken und Michael Haller (Gesellschaft für Medienentwicklung), Will Teichert (Akademie für Publizistik), Armin Sellheim (Akademie der Bayerischen Presse) und Harald Bos (Geschäftsleitung des Holzmann Verlags)
Auflage: 5000 Exemplare
Erscheinungsweise: achtmal jährlich
Redaktion: Michael Haller (verantwortlich), Arne Boecker, Michael Geffken, Armin Sellheim, Anja Wandelt; Anschrift: Jungfrauenthal 24, 20149 Hamburg
Abonnementspreis: 96 Mark jährlich; für Studenten und Volontäre 67, 20 Mark
Bezugsadresse: Holzmann Verlag, Postfach 1342, 86816 Bad Wörishofen

NOTABENE

Im Anfang war das Vorwort

„Im Anfang war das Wort", schrieb einst der Evangelist Johannes. Aber sollte es nicht besser heißen: Im Anfang war das Vorwort? Fast jeder Buchautor nimmt erst einmal ein paar Seiten Anlauf, bevor er zur Sache kommt. Was ist Sinn und Zweck der Veranstaltung namens „Vorwort"? Wieso läßt der Autor sein Werk nicht für sich alleine sprechen?

Seine Gesprächspartner kann man sich aussuchen. Wer aber ein Buch veröffentlicht, weiß nicht, in wessen Hände es gerät. Einzige Möglichkeit, den Zutritt zu kontrollieren, ist das Vorwort. Hier ist der Ort, um unerwünschte Leser abzuschrecken oder zögerliche anzulocken.

Karl Marx postierte einen Rausschmeißer vor sein „Kapital": „Ich unterstelle natürlich Leser, die etwas Neues lernen, also auch selbst denken wollen." Autoren haben jedoch in der Regel Grund, sich dem möglichen Leser freundlich zu nähern. So kann es nötig sein, die Zumutung eines mehrhundertseitigen Werkes zu rechtfertigen. Im „Vorsatz" zum „Zauberberg" behauptet Thomas Mann kühn, daß nicht in der Kürze, sondern in der Länge die Würze einer Geschichte liegt: „Ohne Furcht vor dem Odium der Peinlichkeit, neigen wir vielmehr der Ansicht zu, daß nur das Gründliche wahrhaft unterhaltend sei."

Autoren sind eitel

Nun mag es noch angehen, wenn ein Autor mit einer gewissen Zurückhaltung die Vorzüge seines Werkes hervorhebt. Leicht ist aber die Grenze zum Eigenlob überschritten. Vor allem dann, wenn der Verfasser versucht, sich auf Kosten der schreibenden Konkurrenz zu profilieren. Diese Taktik wendet Carl von Clausewitz an, wenn er schon in der „Vorrede" zu seinem Werk „Vom Kriege" alles in Fetzen haut, was jemals über das Kriegshandwerk geschrieben wurde: „Ihres unwissenschaftlichen Geistes gar nicht zu gedenken, strotzen sie in dem Bestreben nach dem Zusammenhang und der Vollständigkeit des Systems von Alltäglichkeiten, Gemeinsprüchen und Salbadereien aller Art."

Autoren sind eitel, von Ehrsucht geplagt und bestrebt, sich keine Blöße zu geben. Selten ist darum der Fall, daß einer von ihnen Bekenntnis darüber ablegt, was er zu seinen Gunsten unterschlagen hat: „Was meinen autobiographischen Versuch von anderen unterscheidet, ist die Absicht, mich in möglichst vorteilhaftem Licht erscheinen zu lassen. Der Leser wird also nichts über meine jahrelange Tätigkeit für den sowjetischen Geheimdienst erfahren, nichts über die Tatsache, daß ich gelegentlich (in netter Form) vollbesetzte Verkehrsflugzeuge zur Kursänderung zwinge, auch nichts über meine unglückliche Neigung, Säuglinge zu verzehren, vorausgesetzt, daß sie schmackhaft zubereitet sind" (Loriot: „Möpse & Menschen. Eine Art Biographie").

Eine gesonderte Betrachtung wert, weil von ganz eigenem Charakter, ist das Vorwort in wissenschaftlichen Arbeiten. Häufiger Grund für eine solche Arbeit ist der Erwerb eines akademischen Titels. Das heißt: Zu den normalen Lesern treten noch solche hinzu, an deren Wohlwollen dem Autor besonders gelegen sein muß, nämlich die Gutachter. Sie sollten im Vorwort günstig auf die Arbeit eingestimmt werden. Es empfiehlt sich eine Haltung der Demut und Dankbarkeit („Es entspricht meinem Herzenswunsch, einigen Personen Dank zu sagen..."). Allenfalls euphemistische Formulierungen wie „ließ mir freie Hand" oder „gewährte mir alle Freiheiten" deuten dezent darauf hin, daß der Professor für seinen Doktoranden nur selten zu sprechen war.

Der Drang nach Danksagung hat noch andere Gründe. Zählt der angehende Wissenschaftler über viele Zeilen hinweg illustre Namen in seinem Vorwort auf, erweckt er den Eindruck, als ob das Werk unter reger Anteilnahme der gesamten Fachwelt entstanden sei. Das kann den Marktwert beträchtlich heben. Gelegentlich wüßte man gerne, worin die unschätzbare Hilfe bestand – ob sie über den flüchtigen Austausch von Freundlichkeiten während einer Tagungspause hinausging.

Das Vorwort in wissenschaftlichen Arbeiten dient noch einem weiteren Zweck: Das Spezialistentum in der Wissenschaft hat dazu geführt, daß der Titel einer Arbeit oft nicht gleich einsichtig macht, weshalb sich die Beschäftigung mit einer Untersuchung lohnen könnte. Hier müssen dem zögerlichen Leser erst einmal die Augen für die fundamentale Bedeutung des Werks geöffnet werden: „Die Berechtigung zu einer umfassenden Untersuchung der Gebärde des Errötens bei Kleist leitet sich aus der Erkenntnis her, daß das Erröten, so wie Kleist es in seinem Werk verwendet, als Chiffre für sein Daseinsverständnis überhaupt angesehen werden kann."

Im Vorwort lernen wir den Wissenschaftler als Menschen kennen. Nur an diesem Ort darf er seinen Gefühlen freien Lauf lassen. Als Faustregel gilt: Je trockener die darauffolgende Abhandlung, desto überschwenglicher das Vorwort. Hier darf er Zuneigungen gestehen, Empfindungen Ausdruck verleihen, sein Schicksal offenbaren. Der Leser bekommt Einblick in das Privatleben, erfährt etwas über Familienumstände und den Kosenamen der Gattin. Oft hat der Autor der Familie gegenüber Abbitte für lange körperliche Abwesenheit zu leisten, zuweilen auch für „die gelegentlichen mentalen Abwesenheiten".

Für Pym und Snoopy

Wer genügend Distanz zum Wissenschaftsbetrieb behält, macht sich gerne über das Vorwort-Ritual lustig. Vor allem mit der Widmung wird in Akademikerkreisen viel Unfug getrieben: Der Kommunikationswissenschaftler Colin Cherry widmete ein Buch seinem Hund Pym. Als das Werk neu aufgelegt wurde, lautete die Zueignung: „Die zweite Auflage ist all denen gewidmet, die sich so freundlich nach meinem Hund Pym erkundigt haben." Margarethe Eichinger aus dem gleichen Fach setzte ihrer Dissertation die Bemerkung voran: „Für Snoopy und Charlie Brown".

Der Verdacht ist dringend geworden, daß ein Vorwort in erster Linie dazu dient, dem Autor als Person gebührend Beachtung zu verschaffen, damit er neben seinem Werk nicht in Vergessenheit gerät. Mithin befriedigt es eher das Geltungsbedürfnis des Autors als zum Verstehen des Werkes beizutragen. Dostojewskij war der einzige, der sich das Geständnis abgerungen hat (in den „Brüdern Karamasow"), daß die Notwendigkeit zu einem Vorwort nicht gegeben ist: „Ich gebe zu, es ist überflüssig, da es aber einmal geschrieben ist, mag es auch stehenbleiben."

Christoph Neuberger

AUSLAND

Ländliche Kommunikation am Rio Grande

Erfahrungen und Beobachtungen im Süden Brasiliens

Die Internationalität des International Airport von Porto Alegre an Südbrasiliens Atlantikküste ist begrenzt. Ein uruguayisches und ein argentinisches Flugzeug repräsentieren die Nachbarländer. Der Versuch, eine Ersatz-Swatch für das in Rio de Janeiro einem ungetürkten Raubüberfall zum Opfer gefallene Exemplar auf englisch zu kaufen, scheitert. Aber auf deutsch geht es sehr gut: Wir sind in einem anderen Land. Es heißt Rio Grande do Sul, und wir werden in drei Stunden nach Santa Maria fliegen.

Unter dem Eindruck der klingenden Namen werden Karl May-Erinnerungen wach. Aber sein Rio de la Plata ist noch weit. Wir starten, es ist August, also tiefer Winter, in einen wolkenverhangenen Sonnenuntergang hinein. Das Fliegen zwischen zwei dröhnenden Propellermotoren ist gewöhnungsbedürftig. Die Landschaft unter uns erinnert ans Emsland: große Viehkoppeln, kleine, gelegentlich silbern aufglänzende Wasserläufe und Tümpel. Am Flughafen von Santa Maria erwartet uns der brasilianische Fachkollege mit einem Gefährt, das er Schnapskarosse nennt, einer Volkswagen-Variant-Variante, die mit Alkohol betrieben wird. Die Fahne (wie viele Fahnen im Stadtverkehr) ist unüberriechbar.

IMPRESSUM

Herausgeber: Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK)
Redaktion: Walter Hömberg
Erscheinungsweise: Dreimal jährlich; Redaktionsschluß für die nächste Ausgabe: 15. Januar 1994
Produktion: Wolfgang Pütz
Druck: Brönner&Daentler, Eichstätt
Redaktionsanschrift:
Lehrstuhl für Journalistik I
Katholische Universität Eichstätt
Ostenstraße 26
D-85072 Eichstätt
Telefon (08421) 20-564 / -562
Telefax (08421) 20-553

Santa Maria hat 210 000 Einwohner, es ist um ein Drittel größer als Salzburg. Mit Salzburg gemeinsam hat es eine Fülle von baustellen-blockierten Straßen, eine Kathedrale mit einem - Unterschied zu Salzburg - konstruktiven Bischof (José Ivo Lorscheiter) und eine hohe Schule: Die Universidade Federal de Santa Maria (UFSM) liegt etwa 15 Kilometer außerhalb der Stadt. Sie ist eine auf dem Reißbrett entworfene Campus-Universität, der die großen Gründer und Stifter abhanden gekommen sind. Ihr Träger, der Bundesstaat Brasilien, ist arm und seit Baubeginn dieses Projekts in den siebziger Jahren auf der grünen Wiese immer ärmer geworden. Institutsgebäude, Verwaltung, Zentralbibliothek, Mensa und einige Studentenheime sind seinerzeit fertig errichtet worden und teilweise schon wieder dringend renovierungsbedürftig. Einige weitere Studentenwohnblocks stehen im Rohbau, unverputzt und mit leeren Fensterhöhlen.

Es gibt zwei Erklärungen für den Baustop, der übrigens schon Jahre zurückliegt: Geldmangel oder politische Besorgnis – man wolle nicht so viel aufmüpfiges Potential, die Studierenden, an einer Stelle konzentriert wohnen lassen. Andererseits hatte man aus dem gleichen Grund die ganze Universität so weit außerhalb der Stadt gebaut. Heute gibt es rund 10 000 Studentinnen und Studenten. Sehr viele wohnen in der Stadt, und jeden Morgen gegen acht Uhr machen sich ganze Schwärme von Nahverkehrsautobussen auf den Weg zum Campus.

Die Lehrveranstaltungen spielen sich in Form von „classes" ab. Hier wirkt noch das nordamerikanische Vorbild der Gründerjahre, während die Organisationsstruktur der Universität mehrfach geändert worden ist. Begriffe wie Fakultät und Institut statt der Departments deuten darauf hin. Auch die Kommunikationswissenschaft hat inzwischen den Rang einer Faculdade de Communicacao Social. Das Lehrangebot ist, wenn man die Titel der Lehrveranstaltungen anschaut, ähnlich breit gefächert wie an einer vergleichbaren großen europäischen Universität.

Die Prüfungen scheinen jedoch schulmäßiger zu verlaufen. Bei meinem ersten Besuch im Institut sitzt ein halbes Dutzend Kollegen um einen großen Tisch herum und korrigiert Prüfungsarbeiten, diskutiert Benotungsnuancen: Das sieht aus wie im Lehrerzimmer eines österreichischen oder deutschen Gymnasiums. Basis der Einführungsvorlesung ist eine vom Professor (für seinen Eigengebrauch) handgestrickte Übersetzung von Heinz Pürers „Einführung in die Publizistik", brasilianische Lehrbücher der Kommunikationswissenschaft scheint es nicht zu geben. Auch spanische und englischsprachige Fachbücher sind eher schwach vertreten.

Europäische Bindungen

Die Studierenden sind diskussionsfreudig, aber es hapert an der Sprache. Spanisch ist vom brasilianischen Portugiesisch ziemlich weit entfernt, und das meine reicht nicht für flüssige Unterhaltung, englisch trauen sich die Studenten, obwohl sie es in der Schule gelernt haben, nicht zu sprechen, bis dann auf einmal deutsch oder auch italienisch gesprochen wird: Die brasilianischen Südstaaten sind Einwanderungsländer, und ob nun die deutsche, schweizerische, italienische, polnische oder gar die österreichische Tradition den großen Segen über Paraná, Santa Catarina und Rio Grande do Sul gebracht haben, dies zu entscheiden hängt von der ethnischen Herkunft des Gesprächspartners ab. Auf die Sprache, in der ich mich zu verständigen bemühe, färbt sie allemal ab: Auf deutsch geht es am besten, und einige Studentinnen und Studenten freuen sich, ihr Großeltern-Erbe aktivieren zu können. Als zweitbeste Lösung erweist sich eine Mischung aus Italienisch und Englisch, in der ich vom Soziologie-Kollegen der Fakultät viel über Land, Leute, Universität und Wissenschaft vor Ort erfahre.

Die Bundesuniversität von Santa Maria hat einen stark ausgebauten agrarwissenschaftlichen Schwerpunkt mit großen eigenen Ländereien. Jetzt verstehe ich, warum man mir das Thema Agrar-

kommunikation als Hausaufgabe nach Salzburg gefaxt hatte. Mit Hilfe unseres Institutsbergbauern Franz Rest hatte ich mich gut präpariert und viel Anschauungsmaterial mitgenommen. Aber auf einen halben Nachmittag voller „How to"-Fragen war ich dann doch nicht vorbereitet.

Der Hintergrund: Nicht wenige der Studenten arbeiten schon während des Studiums für die landwirtschaftliche Aufklärung und Fortbildung durch Kommunikation. Lokales Radio, zum Teil auch das Lokalfernsehen und viele bescheidene Printmedien stehen, unter anderem, im Dienst dieser Aufgabe. Von den praktischen Erfolgen der Agrarfakultät kann ich mich durch teilnehmende Beobachtung und Experiment überzeugen: Universitätsangehörige fahren zur Universitätskäserei, um ihren Wochenbedarf einzukaufen. Es gibt nur zwei Sorten, aber sie werden gleich kiloweise mitgenommen.



Die lokale Fernsehstation hat ihre Studios im obersten Stockwerk eines Bürohochhauses mitten im Stadtzentrum. Man ist sehr busy und professionell. Über den Tag läuft beispielsweise eine Interview-Sendung – Talkshow wäre übertrieben –, in der nach einem Landwirtschaftsexperten auch der Kommunikationsprofessor aus Austria befragt wird, nach ihm ein Vertreter des lokalen Sports. (Austria wird hier *nicht* mit Australia verwechselt; die europäische Prägung der Einwandererfamilien scheint fester zu sein als in den USA, und es gab dynastische Verbindungen des brasilianischen Kaiserhauses mit den Habsburgern.)

Gaucho mit Edelweiß

Die zweite Halbzeit der wissenschaftlichen Arbeit gilt einem besonderen Seminar über „Política e Comunicacao", das die Fakultät gemeinsam mit dem Institut für Soziologie und Politik veranstaltet. Im Anschluß an meinen Vortrag über die Situation der Massenmedien in Europa kommen die Fragesteller auf die Beendigung der Teilung Deutschlands zu sprechen. Das Gespräch gerät jedoch ins Stocken, als mich ein Seminarteilnehmer, bald unterstützt von anderen, nach meiner Meinung über die „Teilung Brasiliens" fragt. Schuldbewußt rekapituliere ich mein Entwicklungsländer-Wissen. Alle europäischen Reue-und-Leid-Bekenntnisse anläßlich des Columbus-Jahres fallen mir ein und die unvorstellbare Teilung in Arm und Reich, wie ich sie in Rio hautnah erlebt hatte. Ich formuliere vorsichtig, um nicht in politische Fettnäpfchen zu treten, und ernte kein Echo. Erst nach dem Seminar werde ich aufgeklärt: Nicht wegen einer bestehenden Teilung Brasiliens hatte man gefragt, sondern mit Blick auf eine denkbare zukünftige Teilung. Es gibt eine Art separatistische Diskussion, die die Trennung der drei wirtschaftlich (relativ) florierenden, jedenfalls funktionierenden Südstaaten von Brasilien ins Gespräch bringt. Man sehe nicht ein, warum man mit der Arbeit und den Erfolgen des Südens ein wirtschaftlich unfähiges Gesamtsystem am Leben erhalten solle.

Die wirtschaftlichen Probleme prägen den Ablauf des Alltagslebens. Wenn die monatliche Inflation 20 Prozent beträgt, ist es notwendig, fast alle Einkäufe mit Schecks zu begleichen, manchmal aber auch sehr schnell Bargeld loszuwerden. Am Anfang meiner Reise (1992) gab es 4000 Cruzeiros für den Dollar, am Ende 5500, im Sommer 1993 sollen es 50 000 sein. Der Professor der UFSM verbringt jeden Monat einen Vormittag auf der Bank, um sein Gehalt so anzulegen, daß es am Ende noch ungefähr den Anfangswert hält.

Unsere Gastgeber, von ihren Eltern her deutscher Abkunft, durch Studien Salzburger Absolventen geworden und deutlich österreichisch sozialisiert, lassen uns an allem teilnehmen: an der Armut der Universität (keine drei Laufmeter kommunikationswissenschaftliche Fachliteratur in der UB; eine besondere Institutsbibliothek gibt es nicht) und am Reichtum des Südens, der nicht zuletzt in der kulturellen Traditionspflege der Volksgruppen seinen Ausdruck findet. „Gaucho" (brasilianisch weich gesprochen: gaúscho) ist nicht nur der ponchoverhüllte Cowboy mit dem typischen flachen Hut, der auf Pferd oder Muli übers Land reitet, sondern auch ein volkskultureller Lebensstil, der in eigenen Kulturzentren von den „echten" Einheimischen hochgehalten wird. Die anderen ethnischen Gruppen setzen ihre Traditionen dagegen. Volkstanzwettbewerbe sind die Arenen. Musik und Trachten bewegen sich zwischen Revue und Musikantenstadl. Die Gruppe „Edelweiß" tanzt in nachgeschneiderten Lederhosen und Phantasie-Dirndl-Kleidern nach Kassetten mit alpenländischer Volksmusik eher puristischer Observanz. Aber die Choreographie muß einige Nummern im Sound-of-Music-Stil einlegen, sonst gibt es keinen Beifall in der gutbesuchten Turnhalle.

Beim letzten Besuch in der Fakultät kommt das Gespräch auf den IAMCR-Kongreß in Guarujá, der nächsten Station meiner Reise. Ja, man habe davon gehört, was die Paulistanos da veranstalten, man wisse nicht genau, ob man überhaupt eine Einladung bekommen habe – aber hinfahren? Bei den Gehältern und der Inflation?

Michael Schmolke

SCHLUSSWORT

„Wissenschaft und Familie – das ist so eine Art Bigamie"

Der mexikanische Biochemiker Vianney Ortiz-Navarrete